

Arbeitskreis für Landes- und Ortsgeschichte
im Verband der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine
70173 Stuttgart, Konrad-Adenauer-Straße 4

1952 - 2002

P r o t o k o l l

**der 100. Sitzung am Freitag, den 15. und Samstag, den 16. November 2002
im Hauptstaatsarchiv Stuttgart**

Thema: Stand und Perspektiven der Lokalgeschichtsforschung

Teilnehmer: 76 (siehe Namensliste im Anhang)

Dauer: Freitag 15.00 - 19.00 Uhr
Samstag 10.00 - 13.00 Uhr

Leitung: Bernhard Theil

Inhaltsverzeichnis: I. Begrüßung von Dr. Robert Kretschmar (S. 2);
II. Einführung von Dr. Bernhard Theil (S. 5);
III. Vortrag von Professor Dr. Hans-Martin Maurer (S. 10);
IV. Diskussion (S. 23);
V. Vortrag von Professor Dr. Sönke Lorenz (S. 25);
VI. Vortrag von Professor Dr. Wolfgang Hippel (S. 26);
VII. Diskussion (S. 43);
VIII. Vortrag von Professor Dr. David W. Sabeau (S. 44);
IX: Diskussion (S. 54)
Anhang: Teilnehmerliste (S. 56)

I. Begrüßung von Dr. Robert Kretzschmar

Jubiläen geben Anlass zum Feiern. Das Land Baden-Württemberg begeht dieses Jahr sein fünfzigjähriges Bestehen als „größte Party des Jahres“, wie es das koordinierende Staatsministerium in seiner Veranstaltungsbroschüre formuliert hat. Diese weist mehr als 1300 zentrale und dezentrale Veranstaltungen der unterschiedlichsten Art aus. Ziel war es, möglichst viele Bürgerinnen und Bürger einzubinden, was ich auch für sehr sinnvoll halte. *Feiern Sie doch wo Sie wollen*, ist die sehr zeittypische Devise, unter der die vielfältigen Aktivitäten laufen.

Jubiläen geben aber immer auch Anlass zur kritischen Rückbesinnung und Standortbestimmung. In diesem Sinne möchte der Arbeitskreis für Landes- und Ortsgeschichte sein Jubiläum begehen. Der Arbeitskreis ist so alt wie das Land. Er besteht dieses Jahr ebenfalls seit 50 Jahren und führt mit dieser Tagung seine 100. Sitzung in erweiterter Form - als Tagung - durch.

Stand und Perspektiven der Lokalgeschichtsforschung, das ist ein Thema, über das man im Arbeitskreis seit seinem Bestehen wiederholt reflektiert hat. Es gab markante, grundlegende Veranstaltungen dazu. Unsere Jubiläumstagung knüpft so an zahlreiche Erörterungen der vorangegangenen 99 Sitzungen an, wovon wir im einführenden Referat von Herrn Professor Maurer sicher noch Näheres hören werden.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, ich darf Sie alle ganz herzlich zu dieser Tagung begrüßen. In doppelter Funktion: Einmal für den Verband der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine, dem der Arbeitskreis für Landes- und Ortsgeschichte angehört, zum anderen als Leiter des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, das die Tagung zusammen mit dem Arbeitskreis durchführt und in dessen Räumen sie stattfindet. Als Mitveranstalter und Hausherr.

In dieser Rolle des Hausherrn freue ich mich nun sehr, dass der Arbeitskreis schon seit langem im Hauptstaatsarchiv tagt. Nachdem man zuvor im Lindenmuseum, im Württembergischen Landesmuseum, in der Technischen Hochschule und im Wilhelmspalais zusammengekommen war, finden die regelmäßigen Sitzungen seit 1976 hier im Hauptstaatsarchiv statt, also seit mehr als 25 Jahren.

Diese enge Verbindung war und ist auch personell gegeben. Denn in der Nachfolge von Professor Dr. Helmut Dölker - er hat die Abteilung Volkskunde beim Landesamt für Denkmalpflege geleitet und am 13. Januar 1952 zur ersten Sitzung eingeladen -, von Dr. Walter

Grube, der am Staatsarchiv Ludwigsburg tätig war, und dem damals frisch ernannten Tübinger Professor Dr. Hans-Martin-Decker-Hauff, von dem 1957 zwei Sitzungen geleitet wurden, waren es seit 1960 ausschließlich Mitarbeiter des Hauptstaatsarchivs, die dem Arbeitskreis vorstanden. Ich nenne die Namen Eberhardt Gönner (bis 1969), Hans-Martin Maurer (bis 1982), Joachim Fischer (bis 1989), Günther Cordes (bis 1994) und seitdem amtierend Bernhard Theil.

Lieber Herr Theil, Sie haben diese Tagung inhaltlich konzipiert und organisiert, und dafür möchte ich Ihnen namens des Verbandes und des Hauptstaatsarchivs herzlich danken.

Es ist mir auch eine Freude, dass ich drei der früheren Leiter willkommen heißen kann: Herrn Professor Gönner, Herrn Professor Maurer und Herrn Dr. Fischer. Schön, dass Sie da sind.

Die enge Verbindung zwischen dem Arbeitskreis und dem Hauptstaatsarchiv hat uns vor einiger Zeit bewogen, die Veranstaltungen des Arbeitskreises als gemeinsame Veranstaltung anzubieten. Nicht nur erleichtert dies, Ressourcen des Hauses dafür einzusetzen, es unterstreicht vor allem auch, dass hier gemeinsame Ziele synergetisch, in fruchtbarer Wechselwirkung verfolgt werden.

Denn die im Arbeitskreise diskutierten Methoden werden im Lesesaal des Hauptstaatsarchivs angewandt, dessen Nutzer im Arbeitskreis aktiv ihre Ergebnisse vorstellen oder rezeptiv wesentliche Anregungen für die eigene Arbeit erhalten. Immer wieder hat der Arbeitskreis quellenkundliche Fragestellungen aufgegriffen, die das im Hauptstaatsarchiv verwahrte Archivgut unmittelbar berühren. Landes- und Ortsgeschichte sind zentrale Forschungsgebiete, zu denen dieses Haus die Quellengrundlage bietet.

Wenn es den Arbeitskreis nicht geben würde, müsste das Hauptstaatsarchiv geradezu entsprechende Veranstaltungen selbst anbieten, wie es andere Archive ja auch tun.

Und wenn ich an die aktuelle Diskussion über die Gewinnung neuer Kunden für die Archive denke, dann kann ich die vor langer Zeit für den Arbeitskreis einmal formulierten Zielsetzung, „Forschungen anzuregen und zu befruchten“, damit direkt in Verbindung setzen.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, allein schon die Tatsache, dass der Arbeitskreis nunmehr schon seit 50 Jahren besteht und nach wie vor lebendig ist, beweist ja auch, dass es einen Bedarf dafür gibt, in dieser Form methodische Fragen und Ergebnisse der landes- und ortsgeschichtlichen Forschung zu diskutieren. Der Möglichkeit des Rückfragens, der Diskussion kommt ja in den Sitzungen eine große Bedeutung zu, und dieses kommunikative Element ist durch nichts zu ersetzen.

Durch die eingehenden Protokolle, die fast lückenlos vorliegen, werden die Ergebnisse der einzelnen Arbeitssitzungen freilich auch stets über den Teilnehmerkreis hinaus wahrgenom

men. Und wir werden diese Protokolle ab sofort auch, beginnend mit der letzten, der 99. Sitzung, in das Netz stellen, wodurch der Kreis derer, die sie lesen, sicher noch einmal verbreitert wird.

Entscheidend wird aber der Dialog zwischen und mit den Referenten bleiben, die Diskussion, der Austausch. Und der Arbeitskreis dient ja auch dazu, dass man sich persönlich kennen lernt, dass man Gespräche am Rande führt, dass man Kontakte knüpft und pflegt. Der Arbeitskreis soll die an der Landes- und Ortsgeschichte Interessierten auch einfach zusammenführen.

Dies wird heute und morgen auf unserer Tagung sicher auch eine Rolle spielen. Ich darf auch jetzt schon zu unserem kleinen Empfang im Anschluss an die Tagung einladen.

Dank möchte ich bei dieser Gelegenheit der Landesentwicklungsgesellschaft aussprechen, die unsere Tagung finanziell etwas gefördert hat. Ich begrüße Herrn Kilian von der Landesentwicklungsgesellschaft ganz herzlich.

Inhaltlich freue ich mich auf eine Veranstaltung mit besonders ausgewiesenen Referenten, ja Autoritäten, der Landes- und Ortsgeschichte.

Ich darf nochmals Herrn Professor Maurer, diesmal als Referenten, und sodann Herrn Professor Lorenz, Herrn Professor von Hippel und Herrn Professor Sabean ganz herzlich begrüßen. Vielen Dank schon jetzt für Ihre Beiträge. Dass Sie eigens aus Los Angeles angereist sind, sehr geehrter Herr Professor Sabean, ist uns eine besondere Ehre.

Und damit kann ich auch schon das Wort an Herrn Dr. Theil abgeben, der uns nun näher in die Thematik einführen wird.

Lieber Herr Theil, zuvor möchte ich Ihnen aber als amtierenden Leiter des Arbeitskreises noch namens des Gesamtverbands der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine herzlichst zu diesem runden Jubiläum gratulieren. Wir wünschen dem Arbeitskreis für die Zukunft alles Gute, weiterhin eine ergebnisreiche Arbeit und große Beachtung.

Meine sehr geehrten Damen und Herren, Ihnen wünsche ich eine angenehme Zeit hier im Hauptstaatsarchiv und uns allen eine interessante, fruchtbare Tagung.

Vielen Dank!

II. Dr. Bernhard Theil: Begrüßung und Einführung

Dr. Theil begrüßt ebenfalls die Teilnehmer der Herbstsitzung und betont die außerordentliche Kontinuität, mit der der Arbeitskreis in den letzten 50 Jahren seine Sitzungen abhielt. Er will aber dem ersten Referenten nicht vorgreifen, der sich ja mit der Geschichte des Arbeitskreises befassen wird, sondern nur einige allgemeine inhaltliche Bemerkungen vorausschicken. Das Thema der Tagung habe sich gleichsam automatisch ergeben: War doch die Ortsgeschichte und ihre Vermittlung immer ein zentraler, vielleicht der zentrale Schwerpunkt des Arbeitskreises. In der Formulierung des Themas sei jedoch bewusst nicht von „Ortsgeschichte“, sondern von „Lokalgeschichte“ die Rede, das heißt, das Thema soll etwas weiter gefasst werden, da dies der heutigen Situation gerechter werde. Haben doch die einstmaligen heftigen - vielfach ideologisch geprägten - Streitigkeiten um die Bezeichnungen für die Geschichte geographisch begrenzter Räume - zu nennen ist vor allem die Frage der Abgrenzung von „Landesgeschichte“ und „Regionalgeschichte“ - viel von ihrer Brisanz verloren.

Lokalgeschichte hat heute viele Facetten: Da ist zunächst die mindestens bis zu Beginn des 20. Jahrhunderts zurückreichende Geschichte einzelner Orte und Städte, die vielfach von interessierten Laien verfasst, gleichsam naiv regionale Identität stiften, oder - häufiger noch - bestätigen wollten. Sie orientieren sich an der politischen bzw. verwaltungstechnischen Bezugsgröße und gliedern ihre Darstellung meist nach vorgegebenem chronologischen oder - seltener - sachlichem Schema und führen alles auf, was irgendwie mit dem Dorf oder der betreffenden Stadt zu tun hat. Daneben gibt es seit langem die in der Tradition der wissenschaftlichen Landesgeschichte entwickelte Auffassung von der Notwendigkeit der Exemplifizierung und Konkretisierung allgemeiner vor allem verfassungs- und siedlungsgeschichtlicher Strukturen an konkreten Beispielen im begrenzten Raum. Dies gilt besonders auch für Stadtgeschichten, in denen Probleme der Verfassung, aber auch der Bevölkerungsentwicklung von zentraler Bedeutung sind. Auch werden Themen behandelt, die in den heimatkundlich orientierten Ortsgeschichten vielfach fehlen - etwa der Ort oder die Stadt in der Zeit des Nationalsozialismus. Vielen dieser Lokalgeschichten ist gemeinsam, dass sie von äußeren Anlässen angeregt sind, also meist von Jubiläen oder ähnlichen Ereignissen. Beide - sowohl die heimatgeschichtliche als auch die verfassungsgeschichtlich orientierte wissenschaftliche Ortsgeschichte erfuhren nun seit den 1970er Jahre entscheidende Erweiterungen. So hat die quantifizierende Sozial- und Wirtschaftsgeschichte lokalgeschichtliche Forschungen entscheidend befruchtet, indem sie ihre Forschungsstrategien vielfach an Quellen entwickelte, die auch Material für kleine Räume bereitstellten und dadurch den Blick des Lokalhistorikers für derartige Zusammenhänge öffneten. Andererseits kam es angesichts immer unüberschaubarerer Makrosysteme in Wirtschaft, Gesellschaft und Kultur, angesichts der sprichwörtlichen „neuen Unübersichtlichkeit“ zu einem ganz neuen Heimatgefühl, das nunmehr,

vielfach unabhängig von der angestammten Herkunft, dort entstand, wo Ortsbezogenheit als anthropologische Dimension erkannt wird. War das alte Heimatbuch auch vielfach obsolet geworden, nicht zuletzt, weil die seit Generationen im Ort Angestammten weniger wurden, so führte die Mobilität eine neue Generation heran, für die Heimat da entstand, wo sie sich selbst fand, wo sie sich wohl fühlte. Dies führte dann zur ganzheitlichen Geschichte der jeweiligen Lebenswelt, also auch zur Geschichte von unten, zur Regionalgeschichte, wo der räumliche Bezug der Untersuchung eher der Wahrnehmungs-, Wirtschafts- und Sozialraum ist. Hier ist auch der Grund, auf dem die Geschichtswerkstätten entstanden sind. Diese Wendung wurde unterstützt und verstärkt durch einen „Paradigmenwechsel“ in der Geschichtswissenschaft, der von der historischen Sozialwissenschaft zur anthropologisch fundierten neuen Kulturgeschichte führte, die Alltags- und Mentalitätsgeschichte und Geschichte des Verhaltens verband und den Menschen wieder in den Mittelpunkt der Darstellung rückte. Dass dies übrigens nicht ganz neu ist, belegt eine Äußerung von Paul Sauer, die dieser schon im Jahre 1972 in seiner „Geschichte von Affalterbach“ machte: „Im Mittelpunkt meiner Darstellung steht der Mensch, sein Erleben, sein Erleiden, seine Sorgen und Beschwerden“. Mit dieser „anthropologischen Wende“ verband sich nun die vor allem in Italien entwickelte „microstoria“, über die der Arbeitskreis schon einmal eine Tagung abgehalten hat. Ihr erklärtes Ziel ist es, durch mikroskopische Betrachtung des „außergewöhnlich Normalen“ und dessen „dichter Beschreibung“ - ein Ausdruck des amerikanischen Anthropologen Clifford Geertz - allgemeine historische Erkenntnisse zu gewinnen, die nur hier zu erhalten sind. „Außergewöhnlich normal“ - dies bedeutet, dass Mikrohistorie nicht im Kleinen das Typische herausarbeiten will, sondern, indem sie das jeweils besondere mit der gebotenen Distanz präsentiert, die widersprüchliche mitunter schwer begreifbare historische Wirklichkeit im Forschungsprozess selbst deutlich macht. Nicht ohne Grund hat Hans Medick - einer der wichtigsten deutschen „Mikrohistoriker“, wenn Sie mir dieses Wort erlauben, der übrigens hier im Arbeitskreis vor einigen Jahren auf der erwähnten Tagung zur „Mikrohistorie“ referierte - die Ethnologie als verwandte Wissenschaft bemüht: So wie der Ethnologe exotische ferne Gesellschaften und Kulturen beschreibt, so schaut die Mikrohistorie auf ihren Gegenstand. Sie ist zwar keine Ortsgeschichte oder Lokalgeschichte - Historiker untersuchen (nach einer inzwischen vielzitierten Formulierung von Clifford Geertz) keine Dörfer, sondern sie untersuchen in Dörfern -, aber, dies leuchtet ohne weiteres ein, sie hat die Lokalgeschichte - Orts- und Stadtgeschichte - außerordentlich befruchtet, indem sie auf völlig neue Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Lebensbereichen hingewiesen hat. Es gibt inzwischen eine ganze Reihe von Ortsgeschichten, die der Mikrohistorie wesentliche Erkenntnisse verdanken. Allerdings handelt es sich meist um Darstellungen, die nur einzelne Zeitabschnitte betreffen. Umfassende Darstellungen wären aufgrund der besonderen Methode in vertretbarer Weise nur schwer zu leisten. Ich nenne nur die 1993 erschienene Arbeit von

Rainer Beck über Unterfinning, eine Gemeinde in der Nähe von Landsberg am Lech, sie beschäftigt sich nur mit dem 18. Jahrhundert und umfasst bereits über 600 Seiten.

So gibt es also in der Lokalgeschichte heute eine Vielzahl von Methoden und Gegenständen, die gleichberechtigt nebeneinander stehen und die, wenn nicht alles täuscht, auch in Zukunft sich weiter differenzieren werden. Die Methodendiskussion ist also zur Ruhe gekommen - ähnlich wie dies auch sonst in der Geschichtswissenschaft zu beobachten ist.

Es wäre nun vermessen, in einer kurzen Tagung dieses Feld vollständig beschreiten zu wollen. Sie beschränkt sich daher auf wenige Aspekte. Nach einem einführenden Vortrag über den Arbeitskreis selbst, der bei einem solchen Anlass unbedingt am Anfang stehen muss und in dem sich am konkreten Beispiel Vielfalt und Wandlungen der Lokalgeschichte spiegeln, soll zunächst die neue wissenschaftliche Ortsgeschichte betrachtet werden, wie sie das Projekt „Gemeinde im Wandel“ des Tübinger Instituts für geschichtliche Landeskunde repräsentiert. In zwei weiteren Vorträgen sollen dann zwei der geschilderten neueren Haupttendenzen vorgestellt werden - einmal der Einfluss der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, wie er sich in der neueren Stadtgeschichte darstellt, zum andern die Wendung zur Kulturanthropologie und Mikrohistorie, die zu fruchtbaren Studien gerade im deutschen Südwesten geführt haben.

Den ersten Vortrag hält Professor Dr. Hans-Martin **Maurer**, der von 1979 bis 1994 Direktor des Hauptstaatsarchivs Stuttgart war. Er hat länger als jeder andere, nämlich von 1969 bis 1982, also 13 Jahre, den Arbeitskreis geleitet; er ist also wie kein anderer berufen, auf den Arbeitskreis selbst zurückzublicken. Er hat seinen Vortrag überschrieben: „Forschungen anregen und befruchten“. Zu den Zielen, dem Wirken und der Bedeutung des Arbeitskreises im ersten halben Jahrhundert.

Der zweite Redner des heutigen Nachmittags, Herr Professor **Lorenz** ist allgemein als langjähriger Direktor des Tübinger Instituts für geschichtliche Landeskunde und Professor für mittelalterliche Geschichte und Landesgeschichte an der Universität Tübingen bekannt. Er promovierte 1978 an der Universität Düsseldorf. Das Thema seiner dreibändigen Dissertation lautet „Aktenversendung und Hexenprozess, dargestellt am Beispiel der Juristenfakultäten Rostock und Greifswald“; sie erschien 1982/1983. Von 1979 bis 1991 war er an der Universität Stuttgart tätig, wo er sich 1985 mit der Arbeit „Studium generale Erfordense. Zum Erfurter Schulleben im 13. und 14. Jahrhundert“ (erschienen 1989) habilitierte. Herr Lorenz blieb auch in der Folgezeit dem Thema seiner Dissertation treu und veröffentlichte zahlreiche Untersuchungen zur Hexenforschung. Daneben hat er im Tübinger Institut einen weiteren

Forschungsschwerpunkt entwickelt, in dem Städte und Gemeinden Württembergs wissenschaftlich aufgearbeitet werden sollen. Worum es ihm dabei geht, und wie es ihm dabei ergeht, darüber berichtet Herr Professor Lorenz in seinem Referat „Vom Glanz und Elend der Ortsgeschichtsforschung“.

Die Vorträge des zweiten Teils der Jubiläumstagung sollen zwei wesentliche Aspekte der modernen Lokalgeschichte vorstellen. Zum einen geht es um die Einführung und die Rolle der quantifizierenden Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in die Stadtgeschichte, zum andern um die kulturanthropologischen und mikrohistorischen Einflüsse auf die Ortsgeschichte.

Sozial- und Wirtschaftsgeschichte und Stadtgeschichte - dies bedeutet auch Bevölkerungsgeschichte, Geschichte der Mobilität und der Beziehungen zwischen Stadt und Umland. Wer wäre geeigneter hierüber zu sprechen als Professor Dr. Wolfgang **von Hippel**. Er ist in Marburg und Freiburg im Breisgau aufgewachsen. Er promovierte 1965 in Freiburg mit einem Thema zur Geschichte der badischen Politik im Vormärz, und habilitierte sich 1973 in Heidelberg über die Bauernbefreiung im Königreich Württemberg. Von 1974 bis zum letzten Jahr war er Professor für neuere Geschichte an der Universität Mannheim. Dort hat er sich weiterhin vor allem mit sozial- und wirtschaftsgeschichtlichen Themen des 18. und 19. Jahrhunderts beschäftigt, insbesondere auch mit Fragen der Bevölkerungsgeschichte, daneben aber schon bald sich auch der Stadtgeschichte zugewandt, wobei ihn auch hier eben insbesondere wirtschafts- und sozialgeschichtliche Aspekte interessieren. Den Auftakt machte hier die wegweisende Studie über Berkheim am Neckar (heute zu Esslingen), wo Herr von Hippel die Phase der Industrialisierung und ihr Einfluss auf die Bevölkerungsstruktur untersucht hat. Zu einem Schwerpunkt seiner Forschungen hat sich dann der Raum Mannheim-Ludwigshafen entwickelt, wo er diese Fragestellungen intensiver und umfassender weitergeführt hat; so hat er etwa auch den kulturellen Wandel in der Stadt des 19. Jahrhunderts einbezogen. Seit einiger Zeit beschäftigen sich Herr von Hippel und seine Schüler auch mit Stuttgart unter diesen Aspekten. Herr von Hippel arbeitet zur Zeit außerdem an einer Darstellung Ludwigshafens zur Kaiserzeit. Er wird aus den dabei gewonnenen Erfahrungen berichten und dabei allgemeine „Probleme der modernen Stadtgeschichte“ ansprechen.

Im letzten Vortrag der Tagung konnte Herr Theil einen alten Stuttgarter Bekannten vorstellen, Professor Dr. David Warren **Sabean**, der sich schon seit Mitte der 1970er Jahre im Staatsarchiv Ludwigsburg, nach seriellen Quellen im Bereich des Oberamts Nürtingen erkundigte und dabei einen bestimmten Ort dieses Oberamts im Auge hatte - nämlich Neckarhausen. Es ist inzwischen weithin bekannt, was nach all den Jahren daraus entstanden ist: zwei umfangreiche Bücher, in denen aus der Sicht von Herrn Theil in

exemplarischer Weise die anthropologische und mikrohistorische Wende in der Lokalgeschichte verwirklicht wurde: einmal das 1990 veröffentlichte „Property, Production and Family in Neckarhausen“, zum anderen „Kinship in Neckarhausen“, das 1998 erschien, zu deutsch also „Besitz, Produktion und Familie“ und „Verwandtschaft“. Beide Untersuchungen gehören zusammen und beruhen auf ein und derselben mikrohistorischen Verfahrensweise der Familienrekonstruktion - übrigens, wie der Autor im Vorwort zu „Kinship“ bekannte, ohne dass er dies vorher theoretisch reflektiert hat. Dies hat er seinen Kollegen Hans Medick und Carlo Ginzburg überlassen, die er erst später kennenlernte. Wie Medick in Laichingen liefert er „dichte Beschreibungen“ eines Ortes im Zeitraum von 1700 bis 1870, indem er die engen Beziehungen zwischen Familie, Verwandtschaft und Eigentum analysiert und darüber hinaus sich mit Verwandtschaft als allgemeinem gesellschaftlichen und politischen Strukturprinzip beschäftigt. Während er im ersten Buch sich mit der „inneren Dynamik von Familie und Haushalt beschäftigte, indem er die Beziehungen zwischen Ehegatten, Eltern und Kindern analysierte“, geht es im zweiten Buch um die Rolle der „Verwandtschaft als eine moderne Konstruktion“. Auch hier ist es aufgrund der erforderlichen Detailgenauigkeit natürlich nur möglich, einen bestimmten Abschnitt der Geschichte Neckarhausens zu untersuchen; aber beide Arbeiten liefern künftig unverzichtbare Impulse für andere lokalgeschichtliche Arbeiten.

Herr Sabean studierte an der University von Wisconsin, wo er 1969 mit einer Arbeit über „Landbesitz und Familie am Vorabend des Bauernkriegs“ zum Ph. D. promovierte. Danach lehrte er an den Universitäten von East Anglia in Norwich, England und Pittsburgh, Pennsylvania, USA. Von 1976 bis 1983 war Mitarbeiter am Max-Planck-Institut für Geschichte in Göttingen, wo er eng mit dem Proto-Industrialisierungs-Projekt um Hans Medick, Jürgen Schlumbohm und Peter Kriedte zusammenarbeitete. Von 1983 bis 1988 war er Professor an der Universität of California in Los Angeles, 1988-1993 Professor an der Cornell University in Ithaca, New York. Seit 1993 ist er wieder an der Universität von Californien in Los Angeles als Professor für deutsche Geschichte tätig. Bekannt geworden ist er hierzulande auch durch sein 1984 erschienenes Buch zur ländlichen Kulturgeschichte Württembergs, das unter dem Titel „Das zweischneidige Schwert. Herrschaft und Widerspruch im Württemberg der frühen Neuzeit“ 1986 in deutscher Sprache und auch als Taschenbuch publiziert wurde. Im Augenblick arbeitet Herr Sabean an einem Buch über den Stellenwert und die Beurteilung des Inzestes in Amerika und Europa seit 1600. Er hat seinen Vortrag überschrieben: „Allgemeine Fragen aus lokaler Perspektive: Gedanken über die Geschichte Neckarhausens 1700-1870“.

III. Vortrag von Prof. Dr. Hans-Martin Maurer (Stuttgart):

„Forschungen anregen und befruchten“. Zu den Zielen, dem Wirken und der Bedeutung des Arbeitskreises im ersten halben Jahrhundert

I

Die Gründung des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte geht auf eine Tagung des Verbandes der Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine zurück, die im Juni 1951 stattfand. Das war sechs Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg, als man die schlimmsten Trümmer weggeräumt, von der Gewaltherrschaft des Nationalsozialismus und den Schrecken des Krieges etwas Abstand gewonnen hatte und daran ging, sich wieder neuen Aufgaben und Zielen zuzuwenden, einen Aufbruch zu wagen. Einberufen hatte die Zusammenkunft Dr. Helmut Dölker, der seit 1948 Vorsitzender des Württembergischen Geschichts- und Altertumsvereins war und sich in dieser Eigenschaft auch bemühte, dem Zusammenschluss der württembergischen Geschichtsvereine wieder Leben einzuhauchen. Er wollte mit dieser Tagung die im Lande verteilten Orts- und Regionalforscher erreichen, sie ins Gespräch miteinander und mit Fachleuten verschiedener historischer Disziplinen bringen. Daher hatte er auch Landeshistoriker, Kunsthistoriker, Archäologen, Museumsleute und Bibliothekare eingeladen und einige von ihnen gebeten, in Referaten über die Situation und den Forschungsstand ihrer Fachgebiete zu berichten.

Er traf damit auf ein verbreitetes Bedürfnis nach Kommunikation. Erwartet hatte er 20 bis 30 Teilnehmer, gekommen sind 75, das Dreifache, aus den verschiedensten Landesteilen von Mergentheim im Norden bis Biberach und Schloß Zeil im Süden. Sie vertraten einerseits regionale und örtliche Geschichtsvereine und andererseits Ämter und Institute wie Archive, statistische Landesämter, Denkmalpflegeämter, Museen, wissenschaftliche Bibliotheken und Universitätsinstitute. Man hörte die sieben Referate, diskutierte sie *äußerst lebendig*, und man besprach eingehend die künftigen Aufgaben und Tätigkeiten des Verbandes. Unter anderen Vorhaben wurde beschlossen, einen Arbeitskreis zu bilden, um fachlich nicht ausgebildete, aber tätige Landes- und Heimatforscher rings im Lande mit Fachkräften ins Gespräch zu bringen und mit neuen Ergebnissen der Forschung bekanntzumachen.

Dölker schrieb in seinem Bericht, die Versammlung sei bei ihren Beschlüssen *von dem hohen Wert der Heimatgeschichte und ihrer Pflege für den in seinen Grundfesten erschütterten Menschen des Abendlandes überzeugt* gewesen. Und er fuhr fort, indem er sich von der Ideologie des Dritten Reiches, die den Begriff Heimat für sich vereinnahmt hatte, distanzierte:

Daß die Heimatgeschichte nicht den Weg in die nationalsozialistische Enge darstellt, wenn sie verantwortungsvoll betrieben wird, daß sie vielmehr ihr Teil dazu beiträgt, Achtung vor der Geschichte und damit der Art und dem Lebensrecht der anderen Völker zu erwecken, und dem, der sich eindringend mit ihr beschäftigt, zur sicheren Erkenntnis der geschichtlichen Verflechtung der Völker verhilft, darüber dürfte unter den Sachverständigen kein Zweifel sein. An anderer Stelle schrieb er: Es zeigte sich, daß die Tagung einem überall im Lande lebendigen Verlangen nach einer Gelegenheit entgegenkam, die Einzelerfahrungen mit den Ergebnissen der Gesamtforschung zu vergleichen und abzustimmen. Der mit dieser Tagung beabsichtigte Versuch, auf dem Wege über die württembergischen Geschichtsvereine der Pflege unserer Landes- und Heimatgeschichte zu dienen, ist durch die Referate und Aussprachen aus dem Stadium des Versuchs in das der tatkräftigen Verwirklichung getreten.

Einige Wochen später sandte der Verband ein Rundschreiben an die Vereine, in dem um „Ratschläge“ für die Konstituierung des Arbeitskreises gebeten wurde - bezüglich der Finanzierung, des Leiters, der Tagungsorte und -zeiten und der „Aufgaben“. Drei Monate danach, im Oktober 1951, wurde die Einrichtung des Arbeitskreises bekanntgegeben und die erste Sitzung auf 13. Januar 1952 festgelegt. Auf der Grundlage der eingegangenen Antworten sah man folgende Organisation und Struktur vor: Die Teilnahme aus Vereinen war aus dem ganzen Land (gemeint ist Württemberg) erwünscht, doch sollte sie auf solche Personen beschränkt werden, die zu ernsthaften Forschungsarbeiten in der Lage seien und denen die Aussprache mit Fachkräften und die Beratung durch Sachverständige *so viel bedeutet, daß sie bereit sind, ihre freie Zeit zu opfern und zur Tagung ... zu kommen.* Zusätzlich lud man wiederum Vertreter der Geschichtsforschung verschiedener Disziplinen aus amtlichen Stellen und Instituten ein, und als dritte Gruppe wurden bereits zur ersten Sitzung besonders tätige und ausgewiesene Forscher aus dem württembergischen Geschichts- und Altertumsverein dazugebeten. Man sah jährlich vier ganztägige Zusammenkünfte, jeweils an Sonntagen in Stuttgart, vor. Die einzelnen Sitzungen und möglichst auch einige aufeinanderfolgende sollten einheitlichen Themen gewidmet sein. In der ersten Sitzung wurde zusätzlich beschlossen, Protokolle anzufertigen, um die Ergebnisse der Tagungen festzuhalten.

Wenn man von einigen Vorstellungen absieht, die sich so nicht halten ließen, sind hier doch bereits Grundsätze formuliert, die den Arbeitskreis lange, zum Teil bis heute prägten und ihm seine Eigenheit gaben. Neben organisatorischen Festlegungen seien hier besonders drei Merkmale, die den Teilnehmerkreis betrafen, noch einmal hervorgehoben. Erstens die Begegnung lokaler Forscher aus persönlichem Interesse mit Berufswissenschaftlern zu dem Ziel, das Niveau lokaler Arbeiten zu heben. Zweitens das breite Spektrum der Fachrichtungen - neben den eigentlichen Historikern sollten Kunsthistoriker, Baugeschichtler, Archäo-

logen, Volkskundler, Kirchenhistoriker, Museumsleute und Geographen mitwirken. Drittens die weite landschaftliche Streuung der Teilnehmer aus möglichst vielen Gebieten, vom nördlichen Hohenlohe bis zum südlichen Oberschwaben, vom Schwarzwald im Westen bis Ostwürttemberg - auch mit dem Bestreben, landschaftliche Vergleiche möglich zu machen.

Diese Merkmale entsprachen nun durchaus den Vorstellungen und Intentionen des leitenden Mannes, Helmut Dölker, wie sie auch aus anderen seiner Tätigkeiten bekannt sind. Der ehemalige Studienrat, der sich im Dritten Reich von der Partei ferngehalten und damit Nachteile in Kauf genommen hatte, gehörte im kulturellen Bereich der Nachkriegszeit zu den „Männern der ersten Stunde“. Seit 1946 Leiter der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde, war er in mehreren Vereinen und Institutionen führend und anregend tätig, in der württembergischen Kommission für Landesgeschichte (schon seit 1946), im Schwäbischen Heimatbund, am Tübinger Universitätsinstitut für Volkskunde, an Akademien der Lehrerausbildung und seit 1949 sogar als Vorsitzender des Verbandes der deutschen Vereine für Volkskunde. Seine Erfahrungen aus diesen Tätigkeiten und sein Ansehen kamen unserem Arbeitskreis zugute.

Es darf daran erinnert werden, dass der Arbeitskreis fast gleichzeitig mit dem renommierten Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte gegründet wurde. Dieser tagte erstmals im Oktober 1951, als die Bildung des Stuttgarter Arbeitskreises bereits beschlossen und der Termin der ersten Sitzung für Januar 1952 anberaumt war. Die Karlsruher Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein, die mit unserem Arbeitskreis in manchem vergleichbar ist, wurde knapp zehn Jahre später ins Leben gerufen.

Soviel zur Gründung. Im nächsten Abschnitt einiges zur Tätigkeit des Arbeitskreises in den ersten zwei oder zweieinhalb Jahrzehnten, zuerst in Form eines Überblicks und dann beispielhaft durch Eingehen auf zwei Sitzungen.

II

Die ersten neun Tagungen in den Jahren 1952 bis 1957 waren durchweg ganztägige Veranstaltungen, die alle sonntags stattfanden. Man traf sich um ½ 11 Uhr, hörte vormittags und nachmittags je zwei bis drei Vorträge und schloss gegen 17 Uhr. Dass man Sonntage dafür auswählte, dürfte mit den beruflichen Pflichten vieler Teilnehmer zusammenhängen, darf aber auch als Zeichen für das große Interesse und die Motivation der Beteiligten verstanden werden. Immerhin kamen zu diesen Sonntagstagungen 40 bis 55 Zuhörer aus den verschiedensten Landesteilen. Im Jahre 1958 entschloss man sich dann, auf Samstage zu wechseln,

musste sich dafür aber, mit Rücksicht auf berufliche Verpflichtungen am Samstagvormittag, vor allem für Lehrer, mit den Nachmittagen begnügen und die Programme auf zwei oder höchstens drei Vorträge reduzieren. Diese Terminierung blieb bis heute beibehalten, erst in jüngster Zeit organisiert der bisherige Leiter des Arbeitskreises, Herr Dr. Theil, von Zeit zu Zeit wieder größere Tagungen an zwei Halbtagen.

Helmut Dölker, der Gründer, hat die beiden ersten Tagungen im Jahre 1952 selbst geleitet und eine Exkursion organisiert. Im Herbst 1952 musste jedoch eine geplante Sitzung ausfallen, weil die finanzielle Bezuschussung durch das Kultministerium ausblieb, und im Jahre 1953 sah sich Dölker wegen finanzieller Probleme, aber auch wegen *starker Inanspruchnahme* durch seine anderen zahlreichen Verpflichtungen nicht mehr in der Lage, weitere Tagungen vorzubereiten. Nach anderthalbjähriger Pause konnte er den damaligen Archivrat Walter Grube für die Leitung gewinnen. Grube übernahm die Aufgabe mit Geschick und glänzte durch die ihm eigene präzise und sachliche Ausdrucksweise bei Einführungen, Nachworten und in der Diskussion. Er setzte auch die Reihe der vervielfältigten Protokolle fort, die viel Aufmerksamkeit und Interesse fanden und bis heute immer wieder angefordert werden. Als Grube an seinem großen Landtagsbuch arbeitete und sein Vertreter Gerhard Heß erkrankte und starb, fielen 1955 und 1956 wieder drei Sitzungen aus. Nun sprang der gerade nach Tübingen berufene Professor Decker-Hauff ein und übernahm die Vorbereitung und Leitung zweier Tagungen über Stadtgeschichte. Sie fanden „großen Anklang“, kein Wunder bei dem Charme, den rhetorischen Künsten, aber auch dem bewundernswerten Wissen dieses Leiters. Aber gerade von diesen beiden bewegten Versammlungen wurden leider keine Protokolle angefertigt. Im Jahr 1958 übernahm Walter Grube, dessen Buch inzwischen erschienen war, den Arbeitskreis aufs neue und leitete die folgenden sechs Sitzungen bis zum Frühjahr 1960 in bewährter Weise. In dieser Zeit besuchten zwischen etwa 40 und 70 Teilnehmer die geschätzten Tagungen. Von Herbst 1960 an setzte Eberhard Gönner die Arbeit fort und sorgte für regelmäßig abgehaltene, gut vorbereitete und inhaltsreiche Tagungen, die jeweils zwischen 50 und etwa 80 Personen anzogen.

Die Themen des Arbeitskreises galten, wie von Anfang an geplant, nicht der hohen Politik, weder der Universalgeschichte noch der Reichsgeschichte, wie sie in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts noch im Vordergrund der Geschichtsforschung gestanden hatte, und noch nicht einmal den größeren Territorien. Man fragte hingegen, wie sich Geschichte im Räumlichen auswirkte, in der Region, in Stadt und Dorf, fragte von verschiedenen Disziplinen und Aspekten her und suchte induktiv, durch Vergleiche, allgemeine Zustände und Entwicklungen zu erfassen. Man suchte, den Kosmos des Kleinräumigen mit verschiedenen Methoden

zu entschlüsseln. In manchem erinnert das Vorgehen bereits an das, was man später Mikrohistorie nannte.

Wie bei der Gründung vorgesehen war, wählte man in der Regel Rahmenthemen für mehrere Tagungen, oft für vier, und ordnete ihnen die einzelnen Vorträge zu. Diesem Prinzip folgt man bis heute - ein Zeichen dafür, dass es sich bewährt hat.

Die ersten Tagungen widmete man dem Thema „Burgenforschung“, aber es war nicht die übliche Burgenkunde, die bis dahin praktiziert wurde. Man begann mit Befestigungsanlagen der vor- und frühgeschichtlichen Zeit und fragte dann nach der Rolle der mittelalterlichen Burg innerhalb der Siedlungsgeschichte und innerhalb der Ständeordnung, ja selbst im geistigen Leben. Man erörterte rechtsgeschichtliche Fragen um die Burg und wirtschaftsgeschichtliche. Man suchte die terminologische Vielfalt bezüglich der Burg im Mittelalter und der frühen Neuzeit zu entwirren und beschäftigte sich mit den Burgennamen, aber auch mit dem Verhältnis von Burg und Stadt. Das war weithin Neuland, führte aber zu interessanten Einsichten oder wenigstens zu Thesen, die zu weiterer Beschäftigung einluden. Der Verfasser darf hier einfügen, dass ihm selbst bei seinen späteren Studien über Burgen die Protokolle dieser ersten Tagungen nützlich und förderlich waren. Übrigens endete die Burgenreihe mit einem besonderen Erlebnis: Ein Mitarbeiter des Süddeutschen Rundfunks führte Tonbänder mit mittelalterlicher Musik und Gesang vor, wie sie auf Burgen geklungen haben können - eine Darbietung, die - zusammen mit der Kommentierung - die Teilnehmer tief beeindruckt hat.

Die Burgenreihe wurde durch zwei Exkursionen ergänzt: Die eine führte auf Burgen im Bottwartal - unter Führung des Kunsthistorikers Richard Schmidt und der Archivare Walter Grube, Hansmartin Decker-Hauff und Gerhard Heß, die andere mit etwa 40 Teilnehmern auf die Ruine Reußenstein und zu Burgstellen im Neidlinger Tal - unter Führung von Walter Grube, dem Kunsthistoriker Adolf Schahl und Mittelschullehrer Paul Stierle. Eine weitere Exkursion zur Besichtigung von Wehrkirchen und Dorfbefestigungen im Raum Merklingen-Weissach-Iptingen-Lienzingen-Derdingen wurde im Jahr 1958 durchgeführt. Damit endete die ursprünglich offenbar grundsätzlich vorgesehene Reihe der Besichtigungen.

Mit dem zweiten Rahmenthema unter dem Titel „Das schwäbisch-fränkische Dorf im 16.-18. Jahrhundert“ fand der Arbeitskreis eines seiner wichtigsten Arbeitsgebiete. Nicht weniger als acht Sitzungen wurden diesem Gegenstand gewidmet, und wenige Jahre später noch einmal elf Sitzungen unter der Überschrift „Abfassung von Ortsgeschichten“. Es wird deutlich: Der Arbeitskreis wollte den örtlich und regional arbeitenden Verfassern und Mitarbeitern von

Ortsgeschichten, die oft auf sich allein gestellt waren, Gesichtspunkte, Arbeitsmethoden, Vergleichsmöglichkeiten und Quellenhinweise an die Hand geben. Aber dabei wurde noch mehr erreicht: Wer diese mehr als 40 Vorträge hörte oder die Protokolle las, bei dem formte sich ein Bild allgemeiner Dorfgeschichte für diese Landschaft, sicher immer noch unvollständig und ergänzungsbedürftig, aber doch als ein Modell, von dem man ausgehen konnte.

Wieder waren es überwiegend Übersichtsvorträge unter den verschiedensten sachlichen Blickpunkten: rechtsgeschichtliche über Dorfverfassung, Weistümer, das bäuerliche Erbrecht, das Grenzrecht und Dorfsiegel, geographische über Wüstungen und Flurkarten, wirtschafts- und agrargeschichtliche, sozialgeschichtliche über die verschiedenen Bevölkerungsschichten, volkskundliche über Sitten, Trachten, Orts- und Flurnamen, baugeschichtliche über Hausformen, Wehrkirchen und Dorfbefestigungen, kirchen- und schulgeschichtliche und natürlich quellenkundliche. Es war die Vielzahl der Aspekte, die den Blick des Ortsforschers zu schärfen vermochte und ihn instandsetzte, die Eigenart seines jeweiligen Ortes zu bestimmen.

Zwischen den beiden ortsgeschichtlichen Reihen waren vier Sitzungen der Stadtgeschichte, sowohl von Landstädten wie von Reichsstädten, gewidmet. Auch hier waren es vorzugsweise vergleichende Referate über die Städte einzelner Territorien, zur Rechts- und Verfassungsgeschichte, zur geographischen Typologie und zum sozialen Wandel.

III

Beispielhaft sei nun auf zwei Arbeitssitzungen näher eingegangen, in denen über grundsätzliche Fragen der Ortsgeschichtsschreibung vorgetragen und diskutiert wurde. Die eine fand im Jahre 1964 statt, die andere elf Jahre später, 1975. In der ersten sprachen der Zürcher Universitätsprofessor Kläui, der als Wissenschaftler eine Anleitung für das Erarbeiten von Ortsgeschichten veröffentlicht hatte, und Dr. Eberhard Gönner, der damalige Leiter des Arbeitskreises, der verschiedene Typen ortsgeschichtlicher Darstellungen charakterisierte. In der zweiten trug der damals junge Volkskundler und Kulturwissenschaftler Gustav Schöck, inzwischen seit langem Leiter der Landesstelle für Volkskunde, eine sehr kritisch ausgefallene Analyse von Heimatbüchern vor. Anschließend sprach der langjährige Landrat und damalige Regierungsvizepräsident Dr. Ernst Schauder über Regionalgeschichte aus der Sicht der öffentlichen Verwaltung und dann Konrad Plieninger, Professor am Studienseminar in Esslingen, über Regionalgeschichte in der Schule. Die Redner äußerten sich also von verschiedenen Arbeitsbereichen aus und vertraten entsprechend unterschiedliche Standpunkte. Die Veranstaltungen waren mit jeweils über 60 Teilnehmern gut besucht, unter den Zuhörern,

besonders der zweiten Sitzung, waren eine ganze Reihe produktiver und auch prominenter Forscher, außerdem Regierungspräsident Roemer. Vor allem in der zweiten Sitzung von 1975 kam es zu einer sehr ausführlichen und stellenweise kontroversen Diskussion, deren Wiedergabe im Protokoll 13 eng beschriebene Seiten umfasst.

In den Referaten und Diskussionen wurde mehrfach auf zwei zeittypische Strömungen hingewiesen, die eine Art Hintergrund für die Ausführungen bildeten. Die eine war eine verbreitete Abwendung von der Geschichte, ein geschichtliches Desinteresse in weiten Kreisen, verursacht doch wohl durch die schrecklichen Erfahrungen der jüngsten Vergangenheit. Diese sogenannte „Geschichtslosigkeit“ führte bis zu dem Plan, das Schulfach Geschichte abzuschaffen und durch eine allgemeine Sachkunde oder Gesellschaftskunde zu ersetzen. Andererseits kam in derselben Zeit eine früher nicht gekannte Vielzahl heimat- und ortsgeschichtlicher Veröffentlichungen heraus, so dass man geradezu von einer „Hochkonjunktur“ solcher Schriften sprach. Ihre Qualität fand allerdings reichlich Kritik, und man rechnete mindestens einen Teil davon einer auch sonst zum Ausdruck kommenden Nostalgiebewegung zu, die sich gefühlsmäßig einer eher verklärten Vergangenheit zuwandte. Aufgabe eines Arbeitskreises wie des unseren musste es natürlich sein, beiden Tendenzen, der Geschichtslosigkeit wie der Nostalgiementalität entgegenzuwirken.

Ich will nun nicht die Vorträge der beiden Tagungen referieren, sondern drei der vorgetragenen und diskutierten Sachkomplexe herausgreifen. Erstens zur Frage, von wem die Initiative zur Herausgabe von Ortsbüchern ausging und aus welchen Gründen. Gustav Schöck, der ein halbes Hundert von Heimatbüchern, wie er es nannte, untersucht hatte, war zu dem Ergebnis gekommen, dass gut die Hälfte auf Betreiben von Gemeinderäten und -verwaltungen zustande gekommen waren, und zwar meist als Festschriften für Ortsjubiläen. Ortsbücher würden als Prestige- und Repräsentationsobjekte bei den Feierlichkeiten gelten, und die Gemeinden sähen sich geradezu unter Zugzwang, sie termingerecht herauszubringen. Da sie die Aufträge zur Bearbeitung aber oft zu kurzfristig vergaben, würde die Qualität leiden. Schöck ging bei seiner Interpretation aber noch weiter: Im Blick auf die Beteiligung der Bürgermeister durch Geleitworte, Vorworte, oft auch eigene Beiträge wie auch auf die Bürgermeisterlisten schloss er, dass die Heimatbücher den Bürgermeistern als *Plattform zur Selbstdarstellung* dienten, dass sie die starke Position der Bürgermeister in der Gemeindeordnung widerspiegeln.

In der Diskussion fand Schöck zum Teil Zustimmung, stieß aber auch auf Bedenken und Widerspruch: Es gehöre doch zu den Aufgaben von Gemeinderäten und Bürgermeistern, die Aufarbeitung von Ortsgeschichte zu veranlassen, und Verwaltungen stünden unter Erfolgs

zwang. Für die Darstellung neuester Entwicklungen eigneten sich eben Bürgermeister als gut informierte Mitautoren. Selbst wenn persönliche Eitelkeiten mit ihm Spiele seien, komme es letztlich auf den Informationswert und Nutzen von Ortsbüchern an. Auch der Zusammenhang von Ortsjubiläen und Ortsgeschichten wurde positiver gesehen: Im Rahmen von Feierlichkeiten sei die Finanzierung besser durchzusetzen und wohl auch mehr Aufgeschlossenheit zum Kauf und zum Lesen der Bücher zu erwarten.

In anderen Fällen ging die Initiative zur Veröffentlichung von den Ortsforschern selbst aus. Das waren nach Schöck damals meist Lehrer, vor allem ältere Volksschullehrer, die Jahre und Jahrzehnte unter Aufopferung ihrer Freizeit daran arbeiteten und die den Vorteil guter örtlicher Kenntnisse hatten. Es wurde jedoch mehrfach die Befürchtung geäußert, dass Heimatforscher dieser Art keine Nachfolger mehr erhielten, denn ein Nachwuchs Jüngerer sei nicht in Sicht. Freilich sollte das nicht das Ende der Ortsforschung bedeuten, wie wir heute wissen, denn inzwischen wurden neue Bearbeiterkreise gewonnen.

An welche Leserkreise sich Ortsgeschichten wenden sollen, das war ein zweites Thema, und damit verbunden war die Frage nach dem Grad der Wissenschaftlichkeit oder der Popularisierung, auch darüber gingen die Vorstellungen weit auseinander. Regierungsvizepräsident Schaude, der von der Kommunalverwaltung her dachte, plädierte dafür, Ortsgeschichte so anschaulich und verständlich abzufassen, dass sie möglichst viele Mitbürger lesen und interessant finden, also das gedankliche Niveau dem *Bedürfnis ... und Fassungsvermögen des Durchschnittsbürgers* anzupassen. Er warnte davor, als Verfasser und Herausgeber sich in einen Elfenbeinturm zurückzuziehen und nur das darzustellen, was Historiker interessiere. Es komme auf die Entwicklungen im regionalen und lokalen Bereich, auf die Eigenarten und Besonderheiten einzelner Gemeinden, auf das Lokalkolorit an. Einen Zusammenhang mit der großen Geschichte herzustellen, sprengte den Rahmen einer Ortsgeschichte. Gustav Schöck fand bei seiner Analyse der Heimatbücher ebenfalls den Grundsatz bestätigt, dass die allgemeine Geschichte und Politik in den Heimatbüchern in der Regel nichts zu suchen hätten.

Anders Eberhard Gönner: Er erwartete von den Ortsgeschichten *einen Gewinn für die vergleichende Ortsgeschichte und für die Landesgeschichte insgesamt*. Noch klarer warnte der Didaktiker Konrad Plieninger vor einer *Absolutierung* des örtlichen und regionalen Bereichs. Für ihn sei es geradezu entscheidend, den Zusammenhang zwischen regionaler und allgemeiner Geschichte deutlich und Wechselwirkungen sichtbar zu machen. Eine weitere Frage war, ob möglichst alle vorhandenen Quellen ermittelt, beigezogen und befragt werden müssen, wie es Paul Kläui voraussetzte, oder ob es auch sinnvoll sein könne, einzelne Themen

herauszugreifen und auf diese Weise Einblicke in eine Ortsgeschichte zu geben, wie es Gregor Richter vertrat.

In der Diskussion wurden beide Auffassungen vertreten, die wissenschaftliche wie eine populär-heimatverbundene. Ebenso uneinheitlich war die Auffassung, ob alle Quellen und Literaturbelege zitiert werden sollten, oder ob man sich diesen Aufwand ersparen könne. Am Schluss aber wurde das Bemühen deutlich, den Gegensatz nicht zu betonen, vielmehr die Zusammenarbeit zwischen Fachhistorikern und Ortskundigen zu empfehlen, wie es der Arbeitskreis ja von Anfang an praktizierte, und wissenschaftliches Arbeiten mit Lesbarkeit und Verständlichkeit zu verbinden.

Was die Verbreitung und Wirkung von Ortsgeschichten betrifft - unser dritter Punkt -, führte die vielleicht überkritische Analyse Schöcks, die als solche auch kritisiert wurde, zu einem ernüchternden Ergebnis. Er vermutete ein nur beschränktes Interesse am Kauf der Bücher, denn große Stückzahlen seien auf den Rathäusern liegen geblieben. Und auch bei den privaten Käufern habe womöglich die *Herzeigefunktion*, die Repräsentation eine größere Rolle als die Information und das Lesen gespielt. In der Diskussion wurden jedoch meist andere Erfahrungen vorgetragen. Herr Reiff berichtete, sein Neckartenzlinger Heimatbuch sei so gut verkauft worden, dass bald eine zweite Auflage erforderlich geworden sei. Wolfgang Irtenkauf stimmte dem zu: Auch die vier von ihm redigierten Heimatbücher hätten durchaus die gewünschte Aufnahme und Verbreitung gefunden. Wichtig für Ortsgeschichten sei eine realistische Planung der Auflage, eine geeignete Werbung, vor allem aber eine gute Ausstattung und reichlich Bildmaterial.

Eine überraschende Bemerkung fügte schließlich Kreisarchivar Busch aus Calw an: Beim Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden“ habe sich die Auszeichnungskommission auch für Ortsgeschichten sehr interessiert, habe sie begutachtet und in die Gesamtwertung mit einbezogen - eine bemerkenswerte Anerkennung von ganz anderer Seite!

IV

Im folgenden soll die zweite Periode, das zweite Vierteljahrhundert besprochen werden, wieder zunächst mit einem Überblick und dann durch die Vorstellung einiger exemplarisch ausgewählter Veranstaltungen.

Die Dorf- und Stadtgeschichte kam auch in dieser Zeit immer wieder zum Zuge, aber sie war nun nicht mehr so dominierend wie in den beiden ersten Jahrzehnten. Auch jetzt wurden in

der Regel vier Sitzungen mit 8 bis 12 Vorträgen unter gemeinsame Rahmenthemen gestellt, die nun aber häufig historischen Sachgebieten zugeordnet waren, freilich weiterhin im Blick auf regionale und kleinräumige Geschichte. In den siebziger Jahren waren es etwa Adel und Ritterschaft (1969-1971), Wirtschafts- und Sozialgeschichte (1973-1975) sowie Baugeschichte und Archäologie (1979-1981), unter der Leitung von Joachim Fischer in den achtziger Jahren Gerichtswesen (1982/83), Wald- und Forstwirtschaft (1984/85) sowie Entwicklung und Struktur von Pfarreien (1986/87) und unter Günter Cordes zu Beginn der neunziger Jahre wieder Wirtschafts- und Sozialgeschichte (1989-1991), Hausgeschichtsforschung (1991-1993) und Mühlenforschung (1993/1994). Dazwischen wurde eine quellenkundliche Reihe zur Landes- und Ortsgeschichte eingeschaltet (1971-1973). Bei all dem gelang es nach wie vor, kompetente Redner entweder aus dem eigenen Arbeitskreis oder aus Universitäten und Hochschulen oder aus Fachbehörden wie dem Denkmalamt, der Forstverwaltung und natürlich der Archivverwaltung oder auch aus freien Berufen zu gewinnen. Und ich glaube, behaupten zu dürfen, dass so gut wie in jeder Sitzung neue Ergebnisse auf der Grundlage von Forschungen vorgetragen wurden, zum Teil in Form von Überblicken oder Durchblicken, zum Teil über konkrete Einzelfälle, die aber wieder von exemplarischer Bedeutung waren. Die historische Forschung ist - wie andere Wissenschaften auch - dauernd in Bewegung und schreitet vorwärts, und dieses Merkmal prägte auch den Arbeitskreis.

Aber auch die Arbeitsschwerpunkte und die Perspektiven der historischen Forschung wandeln sich, und diese Veränderung machte sich im Programm des Arbeitskreises ebenfalls bemerkbar, darauf hat Bernhard Theil in einem früheren Überblick (1995) hingewiesen. In den Jahrzehnten nach dem Krieg hatte die Wirtschafts- und Sozialgeschichte einen Boom, während die ältere Verfassungs- und Rechtsgeschichte, die anfangs auch im Arbeitskreis stark vertreten war, gegenüber der sogenannten Strukturgeschichte zurücktrat. Zwei Vortragsreihen über Wirtschafts- und Sozialgeschichte mit zusammen acht Veranstaltungen wurden durchgeführt (1973-1975, 1989-1991), wobei allerdings die damals modische Sozialgeschichte, die makrohistorisch bestimmt war, nur verhalten eindrang. Auch die Strukturgeschichte taucht im Programm auf (besonders 1986/87).

Am stärksten aber fanden neue Sichtweisen der Forschung in den letzten Jahren unter der Leitung von Bernhard Theil Eingang in den Arbeitskreis, ja diese Jahre sind dadurch wesentlich geprägt. Schon in der ersten Sitzung, die Herr Theil leitete, wurde eine neue Sicht der Regional- und Heimatgeschichte von Prof. Hauptmeyer aus Hannover, einem Protagonisten dieses Gebietes, vorgestellt (1995). In der dritten Sitzung wurden die Teilnehmer in die sogenannte Mikrohistorie, eine in Italien entwickelte und inzwischen europäisch anerkannte Forschungsweise für den kleinen Raum eingeführt - von Prof. Medick aus Gießen,

einem führenden Vertreter dieser Methode (1996). Dann folgte eine vierteilige Reihe über das ebenfalls neue Forschungsgebiet der Frauengeschichte mit einigen ausgewiesenen Referentinnen (1996-1998). Vorträge, die der Arbeitskreis dafür angeregt hat, wurden später auch bei anderen Tagungen wiederholt und anschließend gedruckt. Die folgende Reihe über Adelsgeschichte ist geprägt durch die moderne kulturgeschichtliche Betrachtungsweise: Selbstverständnis, Erinnerungskultur, Handlungsspielraum, Tradition und Fortschritt waren Stichworte der Vorträge (1998-2000). Und die Reihe „Militärgeschichte“ der letzten vier Veranstaltungen unterscheidet sich gründlich von der ehemaligen Kriegsgeschichte. Unter dem Blickpunkt der Mentalitätsgeschichte wurden Kriegserfahrungen, Kriegserlebnisse und Kriegsdeutungen verschiedener Bevölkerungsschichten vom Dreißigjährigen Krieg bis zum Zweiten Weltkrieg untersucht und beschrieben.

Die Zusammensetzung des Teilnehmerkreises hat sich gegenüber der Gründungszeit doch etwas geändert, in zweifacher Hinsicht. Eine der drei ursprünglichen Teilnehmergruppen findet sich kaum mehr unter den regelmäßig Anwesenden, nämlich die Vertreter landeskundlicher Stellen und Einrichtungen wie des Denkmalamts, des Landesmuseums und wissenschaftlicher Institute. Dadurch ist auch die fächerübergreifende Sichtweise etwas zurückgetreten. Und zweitens ist je nach Thema und Arbeitsgebiet der personelle Wechsel der Teilnehmer größer, die regelmäßige Beteiligung dagegen eher geringer geworden. Das hat auch größere Schwankungen der Teilnehmerzahlen in den einzelnen Sitzungen zur Folge. Geblieben aber ist die gemeinsame Teilnahme von interessierten Regional- und Ortsforschern und von Berufshistorikern aus Schulen, Hochschulen und kulturellen Ämtern - und das ist das eigentliche Merkmal des Arbeitskreises von Anfang an bis heute.

Bei einem Vergleich zwischen den ersten Sitzungen und den heutigen ist natürlich zu berücksichtigen, dass es inzwischen viel mehr Tagungen, Kolloquien, Veranstaltungen und Arbeitskreise, auch im regionalen und örtlichen Bereich, gibt. Erinnert sei etwa an die „Geschichtswerkstätten“, die einige Zeit aktiv waren. Das Angebot ist viel größer und breiter geworden - und dennoch gibt es, wie ich meine, nach wie vor in unserem Raum kein Gremium und keine Plattform, die diesem Arbeitskreis wirklich vergleichbar wäre.

V

Neben den Veranstaltungs- und Themenzyklen gab es immer wieder auch Einzelsitzungen, die aus einer aktuellen Situation oder einem besonderen Bedarf heraus einem eigenen Thema gewidmet waren. So befasste sich der Arbeitskreis im März 1986 mit dem Computer als Arbeitsmittel der Quellenauswertung. Die größte Teilnehmerzahl aller Sitzungen - es

waren 124 Besucher - kamen kurz vor der großen Stauferausstellung im Jahre 1977 erwartungsvoll zusammen. Heinz Bühler stellte seine Forschungen über die bisher unbekanntesten Vorfahren der frühen Staufer vor, die er als Grafen im Ries und schwäbische Pfalzgrafen identifizierte. Professor Decker-Hauff, der eben seine große Staufer-Genealogie abgeschlossen hatte, bestätigte Bühlers Ergebnisse weithin, griff aber noch weiter aus und deutete frühe Zusammenhänge an, die nach Ostbayern und Salzburg reichten.

Ein weiteres Ad-hoc-Thema galt der Rückschau auf die Stauferausstellung. Trotz des großen Publikumserfolgs kritisierte Professor Jooß von der Pädagogischen Hochschule Esslingen als Didaktiker die *additive Aneinanderreihung von Spitzenkunstwerken, ... isoliert von ihrem Entstehungszusammenhang* und die Verselbständigung der Fachwissenschaften, die der Schau zum Teil den *Charakter einer Raritätenkammer* gemacht *von Eingeweihten für Eingeweihte*, gegeben hätten. Die Veranstaltung geriet zur Diskussion über historische Ausstellungen überhaupt, was sie leisten können und was nicht.

Auf zwei weitere Zusammenkünfte, die ebenfalls besonderes Interesse erregten, sei noch etwas näher eingegangen. Eine überaus lange und kontroverse Diskussion löste eine Sitzung über zeitgeschichtliche Chroniken aus, die 1981 stattfand. Als diese Sitzung auf Anregung aus dem Arbeitskreis heraus organisiert und anberaumt wurde, konnte man noch nicht wissen, wie unerwartet aktuell dieses Thema in Stuttgart werden sollte. Die Chronik der Stadt Stuttgart für die Jahre 1933-1945 war zwar noch nicht erschienen, lag aber im Manuskript vor und wurde in städtischen Gremien und bald auch in der Presse erregt diskutiert. Die Debatte darüber bewegte die Gemüter engagierter Stadträte, Politiker, Journalisten und Leserbriefschreiber, und die großen Tageszeitungen lieferten einige Zeit fast täglich Berichte, Stellungnahmen, ja Schlagzeilen über die richtige oder falsche Art, Chroniken zu verfassen.

Herr Leipner, der Herausgeber, machte darauf aufmerksam, dass die Stuttgarter Chronik über die nationalsozialistische Zeit nicht als eigentliche Geschichtsdarstellung, nicht als quellenkritische, wertende Auseinandersetzung mit dem sogenannten Dritten Reich konzipiert war, sondern als Chronik im ursprünglichen Sinn des Wortes, das heißt als chronologische, tagebuchartige Aufzählung von Einzelereignissen, also nur als Material- und Faktensammlung, als Vorstufe einer geschichtlichen Darstellung. Aber einige junge Historiker des Universitätsinstituts, die tief enttäuscht waren, warfen ihm vor, die Hauptquelle sei der NS-Kurier, die Quellen seien zudem nicht zitiert, man habe es unterlassen, Zeitzeugen zu befragen, der Widerstand sei zu wenig erforscht und die Opfer des Regimes wie die vom Sondergericht Verurteilten und die Euthanasietoten seien nicht angemessen gewürdigt. Herr Leipner

antwortete ruhig mit dem Hinweis auf seinen eigentlichen Auftrag, und die Diskussion blieb trotz unterschwelliger Emotionen sachlich und würdig - und war für viele Anwesende, wie es auch ausgesprochen wurde, ein Erlebnis.

Als weiteres Beispiel sei eine Sitzung aus der jüngeren Zeit ausgewählt. Auch sie gehörte mit etwa 100 Teilnehmern zu den am besten besuchten Veranstaltungen des Arbeitskreises. In der Sitzung zuvor hatte der schon genannte Prof. Hauptmeyer in einem Grundsatzreferat auf neue Vorstellungen von Regionalgeschichte hingewiesen, auf eine neue Hinwendung zum Kleinen, auf kleinräumige historisch-demographische Analysen, auf die Untersuchung des Alltags der Menschen, ihrer Lebenswelt, ihrer Mentalität, also eine sozialwissenschaftlich-anthropologische Betrachtungsweise im örtlichen Bereich. Im Blick darauf wurde nun eine interessante Quellenart, die gerade in Württemberg fast überall als Massenquelle vorliegt, die sogenannten Inventuren und Teilungen, vorgestellt. Prof. Quarthal beschrieb diese Inventare, die bei der Heirat und nach dem Tode über private Vermögen angelegt wurden, in ihren verschiedenen Ausprägungen und untersuchte sie dann beispielhaft im Blick auf den Bücherbesitz und das Leseverhalten verschiedener Bevölkerungsgruppen in verschiedenen Zeiten. Frau Prof. Köhle-Hezinger stellte eine Reihe volkskundlicher Veröffentlichungen vor, die auf dieser Quellenart beruhen und als moderne Beiträge zur Alltagskultur hervorzuheben seien. In der Diskussion wurde die Bedeutung dieser Inventare unterstrichen, allerdings auch hinzugefügt, dass es auf die Verknüpfung verschiedener Quellen, zum Beispiel auch der Visitationsprotokolle und der Kirchenkonventsakten ankomme, um eine „Ganzheit“, ein möglichst vollständiges Bild früherer Lebenswelten zu erhalten.

Forschungen anregen und befruchten, das sei die Aufgabe des Arbeitskreises, so stellte im März 1952, in der zweiten Sitzung, der Gründer Helmut Dölker fest. Dieser Erwartung ist der Arbeitskreis in 50 Jahren nachgekommen, und so hat man ihn als „Umschlagplatz landesgeschichtlicher Forschung“ oder als ein „Informations- und Ausspracheforum“ bezeichnet.

Überblickt man die 100 Veranstaltungen mit den weit mehr als 200 Vorträgen, so fallen die Vielfalt der Sachthemen, die Breite der Betrachtungsweisen, das Zusammenwirken verschiedener historischer Disziplinen und die Einwirkung der sich wandelnden wissenschaftlichen Methoden als Merkmale auf, aber auch die Bezogenheit all dessen auf den regionalen und örtlichen Raum. Bezeichnend ist auch die Quellennähe fast aller Vorträge, und geblieben ist von Anfang an das Gespräch zwischen tätigen Mitgliedern von Geschichtsvereinen als Repräsentanten praktischer regionaler und örtlicher Forschung und Berufshistorikern von Hochschulen und kulturellen Stellen. Ein Kennzeichen ist ebenso die Verbindung von ausgearbeitetem Vortrag mit freiem, spontanem, manchmal kontroverserem Frage- und Antwortspiel in

den ausgiebigen Diskussionen. Und diese lebendigen Gespräche sind in den vervielfältigten Protokollen festgehalten, von denen viele noch nach langer Zeit gefragt waren und sind. Wie stark Anregungen und Erkenntnisse aus dem Arbeitskreis in regionale und örtliche Forschungen und Veröffentlichungen eingegangen sind und sie bereichert haben, dafür gibt es eine ganze Reihe Zeugnisse, und zahlreiche Vorträge sind als eigene Aufsätze publiziert worden.

Dem Arbeitskreis kommt damit innerhalb des Verbandes der württembergischen Geschichts- und Altertumsvereine eine wichtige Funktion zu, und auch das ist von Anfang an beabsichtigt gewesen: Neben den Jahrestreffen des Verbandes ist er das wichtigste Bindeglied zwischen den Mitgliedsvereinen, denn bei seinen Veranstaltungen begegnen sich Vereinsvertreter immer wieder und über die Protokolle können alle Vereine an der zur Diskussion gestellten Forschung teilhaben.

Man wünscht sich für die Zukunft die Weiterarbeit im bisherigem Rahmen, verbunden mit Offenheit für neue sachliche und methodische Fragestellungen.

IV. Diskussion (Zusammenfassung)

Dr. Theil eröffnet die Diskussion und betont noch einmal den hohen Informationswert des Referats von Herrn Maurer.

Krauss (Kornwestheim) weist darauf hin, dass Helmut Dölker auch Leiter des Amtes für Denkmalpflege war und an der Volkshochschule landesgeschichtliche Exkursionen veranstaltet hat.

Professor Maurer korrigiert: Dölker sei erst etwas später Leiter des Amtes für Denkmalpflege geworden.

Dr. Theil fragt noch einmal nach dem neuen Heimatgefühl der unmittelbaren Nachkriegszeit, das sich von der „Heimat“ des Nationalsozialismus absetzte, im Vergleich zum neuen Heimatgefühl der Achtziger Jahre.

Professor Maurer betont, dass das Heimatgefühl in der unmittelbaren Nachkriegszeit durch die Verwendung im Nationalsozialismus eher diffamiert war. Es war das Bestreben von Helmut Dölker hier wieder zu einer angemessenen Würdigung zu gelangen. Die Situation sei also ganz anders gewesen wie Jahrzehnte später.

Dr. Schöck (Stuttgart) ergänzt, dass Dölker 1942 wegen mangelnder Nähe zum Nationalsozialismus die Leitung der Landesstelle für Volkskunde nicht übernehmen konnte, dafür aber 1946 dann für die Übernahme der Leitung qualifiziert war. Er hat sich sehr dafür eingesetzt, die Volkskunde aus dem Ruch des „Völkischen“ herauszubringen.

Dr. Müller (Stuttgart) berichtet aus seinen Erinnerungen an die legendäre Sitzung über die Stadtchronik, richtet den Blick aber im übrigen auf die Zukunft und stellt einige kritische Fragen nach den Veränderungen in der Funktion des Arbeitskreises - etwa nach der heutigen Berechtigung der angesprochenen Vermittlungsfunktion angesichts der Professionalisierung der Ortsgeschichte. Bestimmte Gruppen des Arbeitskreispublikums sind heute auch praktisch „weg-gebrochen“ - etwa die Lehrer. Welche Perspektiven stellen sich angesichts solcher Veränderungen?

Professor Maurer räumt Veränderungen ein, meint aber, dass der Arbeitskreis auch künftig allen persönlich Interessierten, die sich aus welchen Gründen auch immer mit Orts- und Heimatgeschichte beschäftigen, offen stehen müsse. Im übrigen sieht er es als positiv an, wenn der Prozentsatz der Professionals etwas größer werde.

Eine namentlich nicht bekannte Diskussionsrednerin weist auf die Rolle Eduard Sprangers für die Heimatgeschichte im Tübingen der frühen Nachkriegszeit hin, was **Professor Maurer** bestätigt, indem er die Sprangersche Schrift „Vom Bildungswert der Heimatgeschichte“ nennt.

Dr. Theil ergänzt, dass in den Siebziger Jahren das Wort „Heimat“ in der Bezeichnung des Arbeitskreises durch das Wort „Ort“ ersetzt wurde, dass der alte, auch der Sprangersche Begriff eher obsolet geworden sei und dem damaligen kritischen Bewusstsein Rechnung getragen worden sei.

Professor Maurer bestätigt dies: „Heimat“ sei im Laufe der Jahre immer kritischer gesehen worden. Aus diesem Grund habe man in den Achtziger Jahren den Begriff herausgenommen und durch „Ort“ ersetzt, aber auch weil die Ortsgeschichte ein besonders wichtiges Thema des Arbeitskreises geworden sei. Inzwischen ist wieder ein Heimatbegriff möglich, der auskommt ohne „nationalsozialistische“ Färbung, was Herr Maurer begrüßt.

Dr. Ungericht (Ulm) weist darauf hin, dass gerade in den Achtziger Jahren von volkskundlicher Seite (Hermann Bausinger) „Heimat“ neu untersucht und als etwas verstanden worden sei, was einem als Erbe zukomme, was einem nicht weggenommen werden könne.

Dr. Junger (Reutlingen) berichtet über Bestrebungen in Reutlingen, den Namen des Heimatmuseums zu ändern.

Dr. Theil betont nochmals, dass Heimat heute vielfach nur der Raum sei, wo ich mich wohl fühle, also mein Bezugsraum, egal woher ich komme. Entsprechend werden die Geschichtswerkstätten und das neue Heimatgefühl häufig nicht von denen getragen, die am Ort angestammt sind, sondern eher von den „Zugereisten“.

Dr. Gerber (Stuttgart) plädiert für ein Nebeneinander der verschiedenen Heimatbegriffe und gegenseitige Toleranz.

Dr. Theil schließt die Diskussion im Hinblick auf die vorgeschrittene Zeit.

V. Vortrag von Professor Dr. Sönke Lorenz (Tübingen):

Vom Glanz und Elend der Ortsgeschichte (Zusammenfassung)

Die Protokollierung des Vortrags von Professor Lorenz muss leider unterbleiben, da kein Vortragsmanuskript vorliegt.

Herr Lorenz gab in seinen Ausführungen zunächst einen historischen Rückblick, wobei er darauf hinwies, dass die Stadtgeschichte eigentlich am Anfang stehe.

Im zweiten Teil seines Vortrags standen dann die Auftragsarbeiten im Mittelpunkt, wobei er auf die Rolle und die mitunter gegensätzlichen Interessen der Auftraggeber, also vor allem der Gemeindevertreter, der Verlage und der Wissenschaft einging.

Im letzten Teil seiner Ausführungen fragte Herr Lorenz dann: Was soll in einer Ortsgeschichte stehen? Wichtig sei ihm etwa das Verhältnis des Menschen zu seiner natürlichen und gesellschaftlichen Umwelt oder der Einfluss der Industrialisierung auf den Menschen.

In der Diskussion ging es zum einen um die Themen einer modernen wissenschaftlichen Ortsgeschichte, zum anderen um die Träger der Ortsgeschichte, wobei etwa auf die veränderten Bedingungen bei Lehrern und Pfarrern hingewiesen wurde, die heute meist nicht mehr in der Lage sind, sich ortsgeschichtlich zu betätigen. Es wurde betont, dass Ortsgeschichte heute vielfach ein Dienstleistungsbetrieb sei, wodurch sich allerdings manche Entstehungsbedingungen stark verändert hätten. Auch sei Ortsgeschichte deshalb nicht zum Nulltarif zu haben.

VI. Vortrag von Professor Dr. Wolfgang von Hippel (Heidelberg/Mannheim):

Probleme der modernen Stadtgeschichte - allgemein betrachtet und mit Seitenblicken auf südwestdeutsche Städte angereichert

Der von mir gewählte Vortragstitel trägt zugegebenermaßen leicht barocke Züge. Das erklärt sich in gewisser Weise aus seiner Vorgeschichte. Herr Dr. Theil hatte das Jubiläum des Arbeitskreises für Landes- und Ortsgeschichte als umsichtiger Vorsitzender schon lange unverwandt im Blick. Als er mich deshalb vor einiger Zeit wegen eines Vortrags zur Stadtgeschichte ansprach, war ich zunächst etwas zögerlich, aber wer kann schon seinem beharrlichen Charme widerstehen, und so sagte ich im allgemeinen zu auch im Bewusstsein, es könnte der political correctness auf landesgeschichtlicher Ebene dienen, wenn außer unserem aus der Weite des Raumes angereisten Neckarhausener, Herrn Sabean, auch ein Badener in Stuttgart präsent wäre.

Und dann kam der Tag, an dem Herr Dr. Theil die Gewissensfrage stellte, wie denn nun das Thema genauer lauten solle. Aus meinen langwierigen Überlegungen ging besagter Titel hervor: *Stadtgeschichte* war verpflichtend vorgegeben. Sich hierbei mit *Problemen* zu beschäftigen, macht sich bekanntlich immer gut, und dem Ganzen einen modischen Touch mit dem Stichwort „*modern*“ zu verleihen nicht minder, zumal wenn die Formulierung „moderne Stadtgeschichte“ mehrdeutig ist. Gleichwohl erschien mir die Formulierung „Probleme der modernen Stadtgeschichte“ noch etwas karg und nüchtern, deshalb der erläuternde Zusatz, der mir gleichermaßen die Flucht ins Allgemeine oder ins lokale Detail offen hielt.

Nun ist zwar die einzelne Stadt ein Objekt der Lokalgeschichte und insofern dem Glanz und Elend der Ortsgeschichtsforschung und Ortsgeschichtsschreibung ausgesetzt, als Gattung ist sie freilich nach Raum und Zeit auf unserem Globus fast ubiquitär. Bereits unter diesen Blickwinkeln von Raum und Zeit gilt für sie also das Motto, das man gerne für Lokal- wie für Regional- oder Landesgeschichte ausgegeben hat, um ihre Reichweite gebührend zu betonen: „In Grenzen unbegrenzt“. Und natürlich kann man auch thematisch fast alles und jedes im Rahmen einer Stadtgeschichte behandeln, soweit die Quellen dafür eine einigermaßen tragfähige Grundlage bieten.

Ich möchte mich bei meinen Bemühungen allerdings doch lieber von vornherein begrenzen - zunächst einmal räumlich, soweit ich ins lokale Detail gehe, wegen meiner augenblicklichen Arbeits-Präferenzen vor allem auf Ludwigshafen am Rhein, zeitlich auf die Periode, mit der ich stadtgeschichtlich am besten - oder am wenigsten schlecht - vertraut bin, nämlich auf die

Periode der „Verstädterung“ bzw. „Urbanisierung“ in Deutschland. Diese zeitliche Beschränkung erscheint mir sinnvoll mit Blick auf die grundlegende Bedeutung, die dem besagten Zeitraum für unser Thema - „Probleme der modernen Stadtgeschichte“ - zukommt, und ich darf dies zunächst „im allgemeinen“ kurz erläutern auch auf die Gefahr hin, Sie mit Selbstverständlichkeiten zu langweilen:

Die Zeit des Zweiten Kaiserreichs bis zum Ersten Weltkrieg bildete die entscheidende Durchbruchperiode der „Verstädterung“ oder „Urbanisierung“ in Deutschland und daher auch recht eigentlich die Schlüsselphase der modernen deutschen Stadtgeschichte. Das zeigt sich bereits in dem kräftig wachsenden Bevölkerungsanteil der Städte: Lebte 1871 nur ein gutes Drittel der Bevölkerung in Gemeinden, welche zumindest die statistische Größe einer „Landstadt“ erreichten (ab 2.000 Einwohner), so vor dem Ersten Weltkrieg bereits über 60 %, und der Anteil der „Großstädte“ (ab 100.000 Einwohner), der 1871 noch nicht einmal ganz 5 % betragen hatte, kam nun bereits einem Viertel der Gesamtbevölkerung nahe. Eine derartige demographische Schwergewichtsverlagerung von „Land“ und „Dorf“ in die „Stadt“ vollzog sich in Wanderungsströmen von bisher unbekanntem Ausmaß, sie beinhaltete zugleich eine grundlegende Veränderung der Wirtschafts- und Berufsstruktur, denn sie stand in einem unlöslichen Wechselverhältnis zum Industrialisierungsprozess, der damals recht eigentlich in die Phase der „Hochindustrialisierung“ eintrat und das Städtewachstum wenn schon nicht alleine in Gang setzte, so doch maßgeblich anheizte und vorantrieb. Die moderne Industrialisierung ist im wesentlichen ein Vorgang, der sich im städtischen Raum und Umfeld abspielte, das zeigt sich auch sehr deutlich in der Gewichtsverschiebung zwischen den Wirtschaftssektoren zu Lasten der Landwirtschaft als des eigentlich ländlich-dörflichen Haupterwerbszweiges: Lebten und arbeiteten 1871 noch etwa die Hälfte der Menschen in der Landwirtschaft, so vor dem Ersten Weltkrieg wenig mehr als ein Viertel, während Industrie und Handwerk ihren Anteil von knapp 30 % auf nahezu 45 %, Handel und Verkehr den ihren von etwa 8 % auf annähernd 15 % steigerten. Und diese Entwicklung ist inzwischen unaufhaltsam fortgeschritten - heute sind noch rund 3 % der Erwerbstätigen in der Landwirtschaft beschäftigt, die etwa 1 % der Bruttowertschöpfung erbringen.

Es scheint mir also durchaus berechtigt, geradezu von einem Zeitalter der Verstädterung und Urbanisierung zu sprechen, falls man es nicht vorzieht, Verstädterung und Urbanisierung als Beginn des städtischen Zeitalters in Deutschland zu betrachten.

Dabei geht es keineswegs nur um Quantitäten und um Quantitätsverschiebungen. Mag man „Verstädterung“ vornehmlich als quantitativen Vorgang begreifen, so ist unter „Urbanisierung“ darüber hinaus auch der Wandel in qualitativer Hinsicht zu verstehen: Die Städte wur-

den für den überwiegenden Teil der Bevölkerung zum bestimmenden Lebens- und Erfahrungsraum, in dem sich alle „modernen“ Entwicklungstrends konzentrierten, in dem sich spezifisch städtische Lebensformen und Lebensstile herausbildeten und von dem aus sie sich auch allmählich auf das „flache Land“ ausbreiteten, ob man nun an die Welt der Arbeit, an Politik, an Wissenschaft und Technik (zumal an die moderne „Städtetechnik“) oder an das weite Feld der „Kultur“ in ihren verschiedenen alltäglichen und nichtalltäglichen Ausprägungen denken mag. Die deutsche Gesellschaft wurde damals zunehmend zu einer städtischen Gesellschaft - in einem Ausmaß, in dem das bis dahin nicht denkbar gewesen ist. Das gilt für die Entwicklung einer industrie- und stadtgeprägten Gesellschaftsordnung, denn auch die damalige Klassengesellschaft wurde vom Leben und Zusammenleben in den Städten geformt, und die „Arbeiterbewegung“ lässt sich eigentlich nur als städtisches Produkt richtig begreifen. Das Gleiche gilt für die Entstehung moderner politischer Parteien und für die großen politischen und sozialen Diskussionen und Konflikte zur Zeit des Kaiserreichs, allen voran für die „Arbeiterfrage“ und die Versuche zu ihrer Lösung: Es handelte sich im wesentlichen um Probleme, die sich in den Städten und in städtischem Milieu massierten. Es ist sicherlich nicht sonderlich originell, aber thematisch geboten, wenn ich behaupte, dass die damaligen Städte recht eigentlich der Geburtsort unserer „Moderne“ gewesen sind.

Damit habe ich vielleicht auch einen brauchbaren Ausgangspunkt gewonnen, um „Probleme der modernen Stadtgeschichte“ in den Blick zu bekommen und zur Diskussion zu stellen. Die historische Forschung hat zwar immer auch der Geschichte der Stadt und der Städte Aufmerksamkeit geschenkt, und das gilt auch für die Zeit des Kaiserreichs, aber sie hat - wie ich meine - doch die Stadt und den städtischen Raum noch nicht hinreichend als eine bestimmende Koordinate unserer modernen Existenz gewürdigt. Der Staat und die Nation hatten als Leitgrößen Vorrang vor den kleineren räumlichen Lebenszusammenhängen Dorf und Stadt. Nun kann es natürlich nicht darum gehen, einen Paradigmenwechsel zu vollziehen von Staat und Nation zu Dorf und Stadt, aber es würde durchaus verlohnen, intensiver darüber nachzudenken, welche Rolle den Einheiten Dorf und Stadt innerhalb der größeren Einheiten Staat und Nation eigentlich zukommt, wie weit auch diese größeren Einheiten - Staat und Nation - ihrerseits wiederum im wesentlichen Denkfiguren sind, die ihren Ursprung maßgeblich in den Städten hatten.

Nun ist bekanntlich Stadt nicht gleich Stadt, und damit stellt sich für den Historiker und die Historikerin das Problem der Generalisierbarkeit ihrer Aussagen. - Wenn ich im Folgenden der Einfachheit halber nur vom Historiker spreche, so schließe ich Historikerinnen selbstverständlich stets mit ein. Also: Versucht der Historiker Aussagen über die Stadt „an sich“, so sieht er sich sofort mit einer Flut von Ausnahmen und Abweichungen konfrontiert, beschränkt

er sich jedoch darauf, allein die angebliche oder tatsächliche „Individualität“ einer Stadt zu beschreiben, so setzt er sich dem Vorwurf aus, dass es ihm an Vergleichsmaßstäben fehle und die Aussagekraft seiner Untersuchungen - vorsichtig ausgedrückt - außerordentlich beschränkt sei, und versucht er von der einzelnen Stadt her allgemeine Schlüsse zu ziehen, so muss er mit dem Einwand rechnen, dass der Einzelfall nicht repräsentativ sei. Derartige Quadratur des Zirkels stadtgeschichtlicher Forschung zwischen denjenigen, die man als „Individualisten“ und „Generalisten“ bezeichnen könnte, gibt es natürlich keineswegs nur auf dem Gebiet der Stadtgeschichte, aber sie wird - wie mir scheint - auf diesem Feld besonders bewusst. Im Unterschied zu etlichen anderen historischen Themenfeldern existieren für die Stadt eine ganze Reihe von Zeitschriften, zwei allein in deutscher Sprache: „Die alte Stadt“ mit dem Untertitel „Vierteljahreszeitschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie und Denkmalpflege“ (seit 1973), und die „Informationen zur modernen Stadtgeschichte“. Und es existieren des weiteren eigene Arbeitskreise für Stadtgeschichte, im deutschen Südwesten Ihnen sicher bekannt der Arbeitskreis für südwestdeutsche Stadtgeschichte, der im Lauf der Jahrzehnte eine stattliche Serie von thematisch ausgerichteten Tagungsbänden vorgelegt hat und damit wichtige Anstöße für die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Städten in unserem Raum gerade auch unter vergleichenden Gesichtspunkten gab und gibt.

Lange Zeit, so scheint mir, stand allerdings die Stadt während Mittelalter und Früher Neuzeit an vorderster Stelle des landes- und ortsgeschichtlichen Forschungsinteresses, bildete die Mitte des 19. Jahrhunderts fast so etwas wie eine Schwelle, um nicht zu sagen Hemmschwelle. Erst in den letzten Jahrzehnten begann sich das Bild in dieser Hinsicht allmählich zu wandeln.

Fragt man nun nach „Problemen der modernen Stadtgeschichte“, so stellt sich zunächst das bereits indirekt angesprochene Problem, im Spannungsfeld zwischen städtischer „Individualität“ und städtischer Generalisierbarkeit einen gangbaren Weg zu finden. Denn beides, Individualität und Generalisierbarkeit, muss sich ja nicht von vornherein ausschließen, sondern sollte vielmehr aufeinander bezogen werden. Individuelles lässt sich nur vom Typischen her sicher erschließen, und Typisches lässt sich nur ermitteln, indem man Übereinstimmungen, Gleichartigkeit und Ähnlichkeit aus einer Serie von Einzelfällen extrahiert. Diesem Spagat sucht eine Vielfalt von Publikationen gerecht zu werden, die sich jeweils einem spezifischen Aspekt der Stadtthematik widmen und größtenteils Tagungsreferate zusammenfassen. Von den Tagungsbänden des Arbeitskreises für südwestdeutsche Stadtgeschichte war bereits die Rede. Einige andere Titel seien beispielshalber genannt:

Heinz Jürgen Priamus/Ralf Himmelmann (Hrsg.): Stadt und Region - Region und Stadt, Essen 1993;

Jürgen Reulecke (Hrsg.): Die Stadt als Dienstleistungszentrum. Beiträge zur Geschichte der „Sozialstadt“ in Deutschland im 19. und frühen 20. Jahrhundert, St. Katharinen 1995;

Jörg Vögele/Wolfgang Woelk (Hrsg.): Stadt, Krankheit und Tod. Geschichte der städtischen Gesundheitsverhältnisse während der epidemiologischen Transition (vom 18. bis ins frühe 20. Jahrhundert), Berlin 2000;

Jörg Vögele: Sozialgeschichte städtischer Gesundheitsverhältnisse während der Urbanisierung, Berlin 2001;

Clemens Zimmermann/Jürgen Reulecke (Hrsg.): Die Stadt als Moloch? Das Land als Kraftquell? Wahrnehmungen und Wirkungen der Großstädte um 1900, Basel u.a. 1999.

Diese Aspekte ließen sich nun fast beliebig vermehren. Für diejenigen, die vor der Aufgabe stehen, die Geschichte einer einzelnen Stadt zu schreiben, stellt sich damit zugleich die Aufgabe, relevante Aspekte auszuwählen und sinnvoll aufeinander zu beziehen, sinnvoll miteinander zu verknüpfen. Um die Vergleichbarkeit über die einzelne Stadt hinaus zu sichern, hat man den Vorschlag gemacht, einen „Themenraster für eine Gesamtdarstellung der Stadtgeschichte“ zu entwerfen, in dem „Untersuchungsbereiche der Stadtgeschichtsforschung“ aufgelistet werden¹. Ich halte einen solchen Versuch, wie ihn Hans-Georg Reuter schon 1978 vorgelegt hat², durchaus für sinnvoll, wenn er auch im einzelnen etwas schematisch wirken mag und teilweise auch ergänzungsbedürftig erscheint. Er kann ohnehin nur Orientierungshilfe leisten, sagt dagegen nichts aus über das Gewicht, das den aufgelisteten Untersuchungsbereichen jeweils zuzuerkennen ist. Die Gewichtung hängt selbstverständlich ab von den grundlegenden Fragestellungen des Historikers und natürlich auch von den Gegebenheiten des jeweiligen Untersuchungsobjekts.

Ich selbst würde daher bei der Behandlung des von mir gewählten Zeitraums eher für einen Problemkatalog plädieren, der sich an Wesensmerkmalen der modernen Stadt orientiert, wie sie sich damals herauskristallisierten. Der Gesichtspunkt der Modernisierung im Wechsel

¹ Vgl. Hans-Georg Reuter, Themenraster für eine Gesamtdarstellung der Stadtgeschichte, in: Christian Engeli/Wolfgang Hofmann/Horst Matzerath (Hrsg.), Probleme der Stadtgeschichtsschreibung, Berlin 1981, S. 89-98.

² Hans-Georg Reuter, Stadtgeschichtsschreibung im Wandel, in: Archiv für Kommunalwissenschaften 17 (1978), S. 68ff.

spiel von städtischem Wachstum und damit einhergehendem Strukturwandel könnte dabei für die Auswahl und Gewichtung der zu behandelnden Aspekte hilfreich sein.

Strukturwandel ist durchaus umfassend gemeint. Er betraf mehr oder weniger intensiv eigentlich alle Lebensbereiche: die Wirtschaft, die Bevölkerung, die sozialen Verhältnisse und Verhaltensweisen, die Gemeindeorganisation, Gemeindefinanzen und die Gemeindepolitik in ihren vielfältigen Facetten, die Öffentlichkeit („Strukturwandel der Öffentlichkeit“), den Baukörper der Stadt und seine Planung, den weiten Bereich dessen, was man unter dem Stichwort „Lebensstandard“ zusammenfassen kann, die Entstehung und Entfaltung unserer modernen Infrastruktur (man denke nur an Straßenbau, Nahverkehr, Gesundheitswesen, die Segnungen moderner Städtetechnik wie Versorgung mit Gas, Wasser, Strom, die Entsorgung durch Kanalisation), die Entstehung und Ausdifferenzierung eines modernen Bildungs- und Ausbildungssystems und unseres modernen Berufsspektrums, neue gesellschaftliche Organisationsformen wie Vereine und Verbände, neue Formen und Möglichkeiten der Freizeitgestaltung (Sport, gehobene bürgerliche Kultur wie Theater, Oper, Konzerte) usw., er betraf übrigens auch die Wahrnehmung von Stadt und Land: Die Tendenz, das angeblich „einfache Landleben“ zu idyllisieren, ist zwar im städtischen Bereich auch schon in der Antike zu bemerken, diese Neigung gewinnt jedoch im Zeitalter der Urbanisierung eine neue Dimension, sie wird sehr stark politisiert bis in das neuentstehende Parteiensystem hinein, schlägt sich z.B. auch nieder in der Diskussion, die gegen Ende des 19. Jahrhunderts geführt wurde, ob Deutschland ein Agrarstaat sei oder ob es sich vollends zu einem Industriestaat entwickeln solle, sie berührt Dichtung und Wissenschaft - es entsteht so etwas wie eine Stadt-Dichtung, und die Wissenschaft der Volkskunde z.B., wie sie lange Zeit betrieben wurde, machte mit starken ideologischen Einschlägen im wesentlichen das sog. „flache Land“ und hierbei wiederum vor allem das eigentliche Bauerntum zum Forschungsgegenstand und wandte sich, soweit ich sehe, erst in jüngerer Zeit verstärkt auch dem städtischen Raum zu, in dem ja seit langem sehr viel mehr „Volk“ lebt als auf dem Land.

Wie könnte ein solcher Problemkatalog für die Stadt im Zeitalter der Urbanisierung in etwa aussehen?

- Am Beginn sollte wohl die Frage nach der räumlichen Verankerung und Verflechtung der jeweiligen Stadt in ihrem Umfeld stehen, denn jede Stadt bleibt in ihrer Entwicklung auf ihr Umland bezogen, ist in dieses Umland eingebunden, ist auf das Umland angewiesen, wirkt aber auch ihrerseits auf dieses Umland, übernimmt für das Umland Aufgaben und Leistungen - all das, was man unter dem Stichwort „Zentralitätsfunktionen“ zusammenfassen kann in den Bereichen Verwaltung, Gerichtsbarkeit, Bildung, bei der Versorgung mit gehobenen

Gütern usw. Diese Umlandsbeziehungen sind alles andere als statisch, gerade während unseres Zeitraumes haben sie sich mit einer bisher unbekanntenen Dynamik verändert, intensiviert und ausgeweitet durch die neuen Verkehrs- und Transporttechniken, durch städtisches Wachstum, das zumindest bei den größeren Städten auch in Form von Eingemeindungen ins Umland eingriff, durch den verstärkten Austausch von Gütern, Dienstleistungen und nicht zuletzt auch von Menschen. Das „Umland“ konnte dabei zumindest auf der wirtschaftlichen Ebene schon geradezu globalen Charakter annehmen. Bei einer Stadt wie Ludwigshafen war dies auf Grund seiner Wirtschaftsstruktur sehr ausgeprägt der Fall, nicht nur wegen der BASF, die schon sehr bald den größten Teil ihrer Produktion weltweit absetzte und ihrerseits erforderliche Vorprodukte aus fernen Ländern bezog, sondern das galt auch für zahlreiche andere Firmen vor Ort.

- Damit ist bereits die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt als ein nächster entscheidender Punkt angesprochen, denn die Wirtschaft war trotz aller konjunkturellen Stotterphasen der antriebsstarke Motor des städtischen Wachstums. Hier wäre die Entwicklung der Wirtschaftsstruktur insgesamt und nach den verschiedenen Wirtschaftsbereichen zu untersuchen, könnte man auf Typisches und Besonderes ebenso eingehen wie auf einzelne Firmen und ihre Bedeutung für Stadt und Region. Es bietet sich an, in diesem Zusammenhang auch auf die Konjunkturlagen und ihre Auswirkung auf die Stadt einzugehen, ferner auf die „Arbeitswelt“ der Beschäftigten, auf die Bedingungen am Arbeitsplatz und deren Veränderungen im Lauf der Jahrzehnte, denn diese Veränderungen waren alles in allem bei erheblichen branchenspezifischen Unterschieden doch sehr beachtlich.

- Damit komme ich zum nächsten Hauptpunkt des Problemkatalogs: zu den Menschen in der Stadt: Wie viele Menschen lebten und arbeiteten in ihr, aus welchen Quellen speiste sich der Bevölkerungszuwachs, woher kamen die Zuwanderer? Was lässt sich über Niederlassung und Familiengründung in der Stadt, was über die Zusammensetzung der Bevölkerung nach Alter und Geschlecht, über ihr Reproduktionsverhalten und ihre Lebenschancen sagen? Entwickelte sich so etwas wie eine neue städtische „Bevölkerungsweise“? Und weiter: Wie sah die städtische Gesellschaft aus, ihre soziale Schichtung, wie und auf welche Weise veränderte sie sich im Zeichen von Industrialisierung und Urbanisierung, welche Rolle spielte hierbei sozialer Auf- und Abstieg? Auf diese Aspekte der Historischen Demographie und der Mobilitätsforschung will ich später noch etwas näher eingehen.

- Industrie und Menschen benötigten Raum zum Arbeiten, zum Wohnen, zur Lebensgestaltung in ihren verschiedenen Ausprägungen. Das führt zu einem weiteren Punkt des Problemkatalogs: Wie entwickelte sich der innerstädtische Raum, wie weitete er sich aus (auch durch

die bereits angesprochenen Eingemeindungen), wie wurde er genutzt - durch den Verkehr, durch die Industrie, als Wohngebiet -, wie weit und wie wurde diese Nutzung geplant oder war sie ein bloßes Produkt der Kräfte des Marktes, was für Bauten und Anlagen entstanden und prägten das Erscheinungsbild der Stadt, für wen wurden sie gebaut mit welchem Aufwand? Wie erlebten die Menschen den städtischen Raum, inwieweit entstanden Stadtviertel mit einem bestimmten Image?

- Die Frage nach etwaiger amtlicher Planung des Stadtareals und seiner Nutzung leitet bereits über zum nächsten Punkt: der städtischen Selbstverwaltung und ihrer Einbindung in das staatliche Verfassungs- und Verwaltungssystem. Die Zeit des Kaiserreichs war eine Blütezeit städtischer Selbstverwaltung, das ist wohl vielfach noch nicht hinreichend präsent, zu keiner Zeit vorher (und wohl auch nachher) fand eine derartige Explosion kommunaler Aufgaben statt, für die es bisher kaum oder keinerlei Vorbilder gab, und dies alles in wachsenden Dimensionen. Entscheidende Elemente moderner Versorgungseinrichtungen, einer uns heute selbstverständlich gewordenen „Infrastruktur“ wurden in Deutschland von den Kommunen getragen, sei es von Anbeginn, sei es durch Übernahme aus privater Hand. Moderne Verwaltungsstandards wurden nicht zuletzt im kommunalen Bereich entwickelt - man hat den Weg der städtischen Selbstverwaltung im Zeitalter der Industrialisierung geradezu als Weg von der „Ordnungsverwaltung“ zur „Leistungsverwaltung“ charakterisiert, also von der Wahrnehmung ‚bloßer‘ Ordnungsaufgaben hin zu gezielter Übernahme von positiven wirtschaftlichen und sozialen Leistungen für die städtische Gemeinschaft. Die Städte wuchsen damit zugleich in eine Vorreiterrolle gesamtstaatlicher Sozialpolitik hinein, indem einzelne Gemeinden auf Anstöße von außen oder aus eigenem Antrieb neue sozialpolitische Ansätze auf kommunaler Ebene erprobten und damit Pionierarbeit für künftige gesamtstaatliche Aktivitäten leisteten (z.B. hinsichtlich der Arbeitsvermittlung oder Arbeitslosenversicherung). Nicht zufällig kam in den 1890er Jahren der Begriff „Munizipalsozialismus“ in Gebrauch. Möglich war dies nur dank eines ausgedehnten Maßes an Gemeindeautonomie auch auf finanziellem Gebiet. Die Expansion und der Formwandel der Selbstverwaltung, ihr Funktionieren und ihre Leistungen bilden daher wichtige Aspekte moderner Stadtgeschichte; und natürlich gehört dazu auch die Frage nach dem Kreis der an ihr beteiligten Personen und nach deren Rekrutierung - schlagwortartig kann man sie für die Zeit des Kaiserreichs kennzeichnen als den Weg vom Honoratioren- zum Parteienprinzip.

- Nächster Punkt: Wie gestalteten sich unter dem Einfluss der angesprochenen Gegebenheiten (einschließlich der kommunalen Aktivitäten) die Lebensbedingungen der Menschen in der Stadt? Wie waren die materiellen Verhältnisse der Einwohnerschaft beschaffen? Wie entwickelten sich Löhne und Einkommen einerseits, die allgemeinen Lebenshaltungskosten

andererseits, und welches Gewicht kam hierbei den verschiedenen Komponenten des „Lebensstandards“ zu? Besonders interessiert hierbei auch die Frage nach der Lebenssituation derjenigen, die durch Notlagen wie Arbeitslosigkeit, Krankheit oder Todesfälle betroffen waren: Von welcher Seite und in welchem Umfang konnten sie mit Hilfe rechnen, falls sie sich, wie das für die meisten galt, nicht voll aus eigener Kraft zu helfen vermochten?

- Jenseits der materiellen Verhältnisse entstanden in der Stadt zur Zeit der Hochindustrialisierung neue Formen gesellschaftlicher Kontakte und Beziehungen. Die vielzitierte kapitalistisch geprägte „Klassengesellschaft“ formte sich ja keineswegs nur auf der rein ökonomischen Ebene aus, sondern der mentalitäts- und bewusstseinsprägenden sozialen und kulturellen Ebene kam hierbei zweifellos ein hohes Gewicht zu. Wie schaut es in der jeweiligen Stadt mit der Entwicklung eines „Kulturlebens“ in weiterem Sinne aus - welche Möglichkeiten der Freizeitgestaltung boten sich an, welche Bildungsmöglichkeiten waren oder wurden verfügbar, welche Rolle spielte die Kirche als die traditionelle Vermittlungsinstanz christlich geprägter Kultur und Weltanschauung in der Industriestadt, welche Bedeutung gewannen die Vereine, die seit den 1880er Jahren in überraschend großer Zahl und Vielfalt entstanden und offensichtlich einen beachtlichen Teil der Bevölkerung auch ansprachen?

- Das Vereinswesen bediente keineswegs nur Freizeitbedürfnisse und Freizeitwünsche, sondern es diente auch und nicht zuletzt politischen Zwecken und Zielen. Wie aber entwickelte sich das „politische Leben“ in der Stadt insgesamt? Was gab es an Presseorganen mit welcher politischen Orientierung? Wie intensiv und in welchen Formen organisierten sich die politischen Richtungen in der Stadt? Welche Rolle spielten politische Gruppierungen in der Kommunalpolitik, welche Bedeutung kam ihnen bei den Wahlen zu Gemeinderat, Landtag und Reichstag zu, und welche Erfolge hatten sie zu verzeichnen? Besonderes Interesse verdient in diesem Zusammenhang die Entwicklung der „Arbeiterbewegung“, der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften, handelte es sich hierbei doch um die innenpolitisch bedeutsamste Entwicklung in Deutschland zur Zeit des Kaiserreichs mit weitreichenden Auswirkungen gerade im städtischen Raum.

Es fehlt also wahrlich nicht an ergiebigen Fragestellungen und Aspekten für eine „moderne Stadtgeschichte“ im Zeitalter der Urbanisierung, wobei Sichtweisen und Methoden moderner Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Alltags-, Mentalitäts- oder Kulturgeschichte eingesetzt werden können. So bleibt die Frage, warum die Historiker sich gegenüber der jüngeren und jüngsten Stadtvergangenheit lange Zeit eher zögerlich verhielten. Ein wesentlicher Grund hierfür war und ist sicherlich die wachsende Unübersichtlichkeit im „Dickicht der Städte“ (Bert Brecht), und diese wachsende Unübersichtlichkeit hängt mit der „Formveränderung

der Geschichte seit der Mitte des 19. Jahrhunderts“ zusammen, von der Johan Huizinga gesprochen hat: Der quantitativ-massenhafte Charakter des geschichtlichen Daseins habe seitdem die unmittelbar einsichtigen individuell-personalen Faktoren überdeckt, an die Stelle der großen Einzelpersönlichkeiten seien immer mehr Personenkollektive und sozial-ökonomische Verbandsformen als handelnde und schöpferische Einheiten getreten. Gerade bei der Beschäftigung mit den Städten, zumal in den heranwachsenden großen Städten des 19. und 20. Jahrhunderts, steht jeder Forscher vor diesem Problem des Quantitativ-Massenhaften, zunächst vor der Bewältigung großer Quellenmassen, die sozusagen erst im Kollektiv, in der Serie aussagekräftig werden und daher die statistische Bearbeitung und den Einsatz statistischer Methoden zwingend erfordern. Der Computer hat derartige Arbeiten zwar erleichtert und in weiten Bereichen sogar erst ermöglicht, damit den Forschenden aber auch neue Arbeitsverpflichtungen auferlegt, denen sie sich früher mit dem Hinweis auf die Nicht-Machbarkeit relativ leicht zu entziehen vermochten. Heute dagegen muss man derartigen Arbeitseinsatz schon fast als selbstverständlich erwarten, wenn es um bestimmte Arbeits- und Lebensbereiche geht. Und ich darf hinzufügen: Die Statistiken, die der Historiker auf diese Weise zusammenträgt oder auch überhaupt erst selbst produziert, können zwar Entwicklungen sichtbar machen, sie erklären sich jedoch nicht von selbst, sondern bedürfen wie andere historische Quellen selbstverständlich der Interpretation. Die quantitativ-statistische Analyse muss daher so weit wie möglich mit sog. qualitativen Quellen kombiniert werden, nur beides zusammen ergibt ein Ganzes, und die Grabenkriege, die sich zeitweise zwischen Quantifizierern und Traditionalisten abzeichneten, sind kontraproduktiv.

Ich möchte als einen derartigen Bereich die städtische Bevölkerungsentwicklung und ihre Komponenten herausgreifen.

Bekanntlich hat die Historische Demographie nach älteren Ansätzen in Deutschland ihren großen Aufschwung seit den 1950/60er Jahren in England und Frankreich erlebt. Die Grundfrage nach den Lebensbedingungen, Lebens- und Verhaltensweisen der Menschen, und zwar gerade auch der „kleinen Leute“, die Kirchenbücher als Quellenbasis und die differenzierten Auswertungsmöglichkeiten mit der Methode der Familienrekonstitution und durch den Einsatz des Computers gingen dabei Hand in Hand. Aus Gründen der Arbeitsökonomie wählten die betreffenden Historiker für gewöhnlich Dörfer mittlerer Größe, so um die 1.000 Einwohner herum, um zu tragfähigen Aussagen zu gelangen, ohne allzu große Materialmassen bewältigen zu müssen. Die Historische Demographie hat auf ihrem inzwischen sozusagen „klassischen“ Terrain, dem Dorf im 17./18. Jahrhundert, beachtliche Erkenntnisfortschritte erzielt, und vieles von ihren Erkenntnissen und Einsichten wird man zumindest auch auf

kleinere und mittlere Städte der damaligen Zeit übertragen können. Für größere Städte ist dies nicht mehr so ohne weiteres möglich, und da die einschlägigen Dorf-Studien üblicherweise höchstens bis in die 1870er Jahre reichen, sind wir über die Feinstrukturen des Bevölkerungsgeschehens, speziell über den sog. „demographischen Übergang“ von hohen zu niedrigen Ziffern der Gebürtigkeit und Sterblichkeit seit dem späteren 19. Jahrhundert heute insgesamt schlechter informiert als über die Bevölkerungsweise in vorindustrieller und vorurbanisierter Zeit.

Dabei bildet gerade die Frage nach den Menschen in den Städten ein zentrales Thema moderner Stadtgeschichte, und ich möchte schon deshalb etwas ausführlicher auf die Historische Demographie der Städte während „meines“ Zeitraums eingehen. Das Städtewachstum im Zeichen von Industrialisierung und Urbanisierung war - und ist heute besonders in der Dritten Welt - auf das Engste mit umfangreichen Wanderungsprozessen verbunden, mit Wanderungsvorgängen von einem Ausmaß, wie sie bis dahin unbekannt gewesen sind, auch wenn die Städte schon in früheren Jahrhunderten auf Zuwanderung angewiesen waren und geographische Mobilität ein gängiges Phänomen bildete. Wolfgang Köllmann, der zu den frühen Vertretern der Bevölkerungsgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland zählte, allerdings den Methoden der Historischen Demographie neuen Zuschnitts eher skeptisch gegenüberstand, hat die „Binnenwanderung“, also die Wanderung innerhalb der Grenzen des Deutschen Reiches, zur Zeit der Hochindustrialisierung als „die größte Massenbewegung in der deutschen Geschichte“ bezeichnet und dieses Phänomen anhand verschiedener (naturgemäß recht grobmaschiger) Erhebungen der Reichsstatistik für die damaligen deutschen Großstädte aus dem ausgehenden 19. und dem frühen 20. Jahrhundert wiederholt analysiert. Will man das Phänomen, wie das wünschenswert wäre, genauer untersuchen, so ist es freilich erforderlich, außer den Großstädten auch mittlere und kleinere Städte zu berücksichtigen, man muss den zeitlichen Verlauf der Wanderungsbewegungen und seine Hintergründe verfolgen, die berufliche und soziale Zusammensetzung der Wanderungsströme aus der Nähe betrachten. Das ist am ehesten mit seriellen Quellen möglich, die für die meisten Gemeinden Südwestdeutschlands noch zur Verfügung stehen: Kirchenbücher, Standesamtsregister und wenigstens in Württemberg als besondere Delikatesse die Familienbögen, weil in ihnen ja bereits die große Arbeit der Familienrekonstitution im wesentlichen geleistet worden ist. Anders als bei den Dorfgeschichten müssen sich entsprechende Untersuchungen natürlich auf Stichproben aus einem ansonsten nicht zu bewältigenden Material beschränken, indem sie nur bestimmte Jahre oder nur einen bestimmten Prozentsatz der Fälle herausgreifen. Bei Arbeiten über Esslingen und Feuerbach haben wir damit gute Erfahrungen gemacht, wie die Untersuchungen von Sylvia Schraut über Esslingen und Rita Müller über Feuerbach zeigen. Ich hoffe, dass wir in absehbarer Zeit auch über Stuttgart eine

größere Untersuchung vorlegen können, die sich besonders auf die Familienbögen stützt. Ich hatte ursprünglich beabsichtigt, Ihnen auf Grund dieses Materials für die größte Stadt Südwestdeutschlands einige Aspekte zur Bevölkerungsgeschichte während der Periode der Urbanisierung auszuleuchten und damit zugleich dem *genius loci* zu huldigen, möchte darauf aber angesichts des noch nicht ausgereiften Standes unserer Bemühungen lieber verzichten und stattdessen anhand anderer, weniger komplexer Materialien für Ludwigshafen am Rhein einigen Problemen der Binnenwanderung, der beruflichen sowie der sozialen Mobilität und der Familiengründung nachzugehen unter dem Gesichtspunkt, wie die Urbanisierung auf demographischer Ebene verlief.

Die Bedeutung der Binnenwanderung als Fundamentalvorgang des Weges in die industrielle Welt habe ich bereits angesprochen: „Die größte Massenbewegung in der deutschen Geschichte“ hat maßgeblich zur Bildung der modernen Städte und der modernen Stadtlandschaft in Deutschland beigetragen. Die industrielle und damit die städtische Gesellschaft, so etwa hat Köllmann formuliert, entstand in der Binnenwanderung.

Ludwigshafen, die „Stadt der Chemie“ und hierbei vor allem die Stadt der BASF, ist dafür ein gutes, wohl eher extremes Beispiel: Dort wohnten zum Zeitpunkt der Reichsgründung einschließlich der später eingemeindeten Dörfer Friesenheim und Mundenheim gut 11.000, Ende 1913 dagegen schätzungsweise an die 91.000 Menschen - das bedeutete ein durchschnittliches jährliches Wachstum von gut 5 %, und dieser Zuwachs, das lässt sich berechnen, stammte etwa zur Hälfte unmittelbar aus der Zuwanderung; berücksichtigt man außerdem, dass die Zuwanderer ihrerseits wiederum zur Reproduktion der städtischen Bevölkerung beitrugen, so erhöhte sich ihr Beitrag zum städtischen Bevölkerungswachstum während des besagten Zeitraums 1871/1914 auf wenigstens drei Viertel des gesamten Bevölkerungsbestandes. Ungleichmäßigkeit des Verlaufs: In der Kurve für Ludwigshafen hat das Auf und Ab der Konjunktur wenigstens zeitweise deutliche Spuren hinterlassen, so die Phasen des Aufschwungs 1885/90 und 1895/1900 und die Phasen des Abschwungs 1890/95 und in den Jahren nach 1900, kaum mehr vergleichbar stark im letzten Jahrzehnt vor dem Ersten Weltkrieg. Entscheidend für diese Schwankungen war die Zu- und Abnahme des Gewinns aus der Zuwanderung, während sich der Geborenenüberschuss sehr gleichmäßig entwickelte. Allerdings nahm der Wachstumsbeitrag der Zuwanderung im Lauf der Zeit deutlich ab. Er lag bis ca. 1890 deutlich über demjenigen der stadteigenen Reproduktion, fiel dann jedoch weit zurück.

Gliedert man die Einwohnerschaft nach Alter und Ortsgebürtigkeit auf, wie das für das Jahr 1900 wenigstens für das Bezirksamt insgesamt möglich ist, so werden andere aufschluss-

reiche Merkmale sichtbar. Wenn der weitaus größte Anteil der Kinder und Jugendlichen, nämlich vier Fünftel, das Licht der Welt in ihrer Wohngemeinde erblickt hatten, so lässt sich daraus rückschließen, dass verhältnismäßig wenig Familien mit Kindern zuzogen, dass ‚Familienwanderung‘ eine vergleichsweise bescheidene Rolle gegenüber der ‚Einzelwanderung‘ gespielt hat. Das war kennzeichnend für die damalige Binnenwanderung insgesamt, und das ist auch leicht nachvollziehbar, denn Heirat, Familiengründung und erhöhte Sesshaftigkeit gingen sozusagen Hand in Hand, sei es, dass ein solider Arbeitsplatz die Heirat ermöglichte, sei es, dass die Familiengründung zusammen mit dem zunehmenden Alter die Bereitschaft und Möglichkeit zu weiterer Mobilität verminderte: Auch die vergleichsweise geringen Chancen in der Chemiestadt, jenseits einer Altersgrenze von 30 bis 40 Jahren noch einen festen Arbeitsplatz zu finden, förderten die Neigung der betreffenden Jahrgänge zur Sesshaftigkeit. Dagegen überwog in den Jahrgängen, die voll im Arbeits- und Reproduktionsprozess standen, damals noch ganz entschieden die Zuwanderer. Das hohe Maß an Mobilität, wie es sich im sog. Wanderungsvolumen spiegelt, konzentrierte sich also offensichtlich auf einen bestimmten Lebensabschnitt, den man pauschal als Suche nach einem tragfähigen Arbeitsplatz noch vor der Familiengründung kennzeichnen könnte.

Von woher aber stammten die Zuwanderer? Eine Antwort auf diese Frage ist schon deshalb wichtig, weil die Herkunft von außen das Zusammenleben in der Stadt nicht unbeeinflusst ließ; Sprache, Verhaltensweisen und Gewohnheiten konnten den Integrationsprozess im neuen städtischen Umfeld hemmen oder begünstigen. Die verfügbaren Daten für Ludwigshafen in den Jahren 1880 und 1907 zeigen, dass zu beiden Zeitpunkten das Hauptkontingent der Zuwanderer aus dem nächsten und näheren Umfeld stammte: Der Regierungsbezirk Pfalz stand jeweils mit Abstand an erster Stelle. Bedenkt man, dass der größte Teil der Binnenwanderung im Nahbereich erfolgte, dann erscheint die so beschaffene Mobilität keineswegs als Zeichen der Entwurzelung („Flugsand“-Abwertung), sondern lässt sich eher als Bemühen interpretieren, in einem überschaubaren und einigermaßen vertrauten Raum durch Nutzung wechselnder Arbeitschancen ein gewisses Maß an Sesshaftigkeit zu bewahren oder zu gewinnen.

Das Bild lässt sich weiter differenzieren anhand der standesamtlichen Heiratsregister. Sie enthalten üblicherweise Angaben über Namen, Beruf, Konfession, Geburtstag und Geburtsort der Brautleute, ferner über deren Eltern und den Beruf des Vaters. Mit Hilfe dieser leicht standardisierbaren Daten kann zunächst einmal der Einzugsbereich der Stadt bis auf Ortsebene hinunter und zeitlich differenziert genauer bestimmt werden; denn man darf davon ausgehen, dass Eheschließung erfolgte, wenn die Brautleute die Absicht hatten, in Ludwigshafen sesshaft zu werden. Auf einige Punkte möchte ich aufmerksam machen:

1. Der Anteil der Brautleute aus der Bayerischen Pfalz war - wen verwundert es - immer sehr hoch, lag im Schnitt gut bei 50 %. Allerdings verschoben sich die Gewichte z.T. recht deutlich: Vor allem nahm der Prozentsatz der „Eingeborenen“ kräftig zu, wieder ein Beleg für die zunehmende Ortsfestigkeit der Bevölkerung. Ansonsten stellte die Vorderpfalz, also die Rheinebene, das weitaus größte Zuwandererkontingent, sicher für die Integration der Einwohnerschaft ein erleichternder Faktor, während die Hinterpfalz erstaunlich schwach vertreten war (Kaiserslautern, Pirmasens, Saarland?) - auf die Gründe können wir, falls Interesse besteht, in der Diskussion eingehen.

2. Die letzte Spalte („Sexualproportion“) gibt an, wie viel Männer je 100 Frauen aus dem jeweiligen Gebiet stammten. Daraus lässt sich ersehen, dass die Frauen unter den Ortgebürtigen und den Nahwanderern, dagegen unter denjenigen, die von etwas weiter her kamen, meist die Männer die Mehrheit stellten - eine durchaus typische Erscheinung in der Binnenwanderung.

3. Dass zwischen der Weite der Wanderung und der beruflichen Qualifikation der Zuzügler Zusammenhänge bestanden, ist plausibel und nach bisherigen Forschungen wahrscheinlich. Ungelernte Arbeitskräfte hatten für gewöhnlich wenig Grund, größere Distanzen zu überbrücken, denn unqualifizierte Arbeitskraft wurde damals überall reichlich genug angeboten und dementsprechend mäßig bezahlt. Die Umorientierung auf eine neue Umgebung fiel in der Nähe zur alten Heimat für gewöhnlich leichter, diese konnte ihnen zudem Rückhalt in Normalzeiten und im Notfall eine Rückkehrmöglichkeit bieten, wie das mit wachsender Entfernung immer schwieriger und kostspieliger wurde. Um einiges anders beschaffen war die Situation für qualifizierte Arbeitskräfte: Gezielte Wanderung auch über weitere Strecken eröffnete ihnen Chancen, ihr fachliches Knowhow besonders vorteilhaft vermarkten zu können. Tendenziell lassen sich die geschilderten Verhaltensweisen auch für Ludwigshafen nachweisen, allerdings mit Einschränkungen und Ergänzungen: Ortsgebürtige stellten einen besonders großen Teil der Heiratenden mit gehobenem Status, sei es, dass schon die Elterngeneration eine entsprechende Position innegehabt hatte, sei es, dass die Betroffenen selbst die Ausbildungsangebote in der Stadt zum Erwerb eines besseren sozialen Status genutzt hatten.

4. Insgesamt erfolgte die Zuwanderung bei Männern wie Frauen ganz überwiegend aus dörflichem und kleinstädtischem Umfeld. Dabei gab nur etwa ein Sechstel der Zuwanderer für den Vater einen eigentlich landwirtschaftlichen Beruf an; die anderen fünf Sechstel entstammten also ganz überwiegend der dörflichen Unterschicht (Tagelöhner) und dem Land-

und Kleinstadt-Handwerk - auch dies ein Umstand, der das Einleben in der Stadt erleichtert haben dürfte.

Für die Binnenwanderer, davon darf man ausgehen, brachte der „Zug in die Stadt“ offensichtlich ganz überwiegend verbesserte Lebenschancen - nicht einfach sozialen Aufstieg, also eine äußerlich messbare Verbesserung ihrer wirtschaftlichen und sozialen Position, aber doch eine bessere Absicherung ihrer Lebensbedingungen auch gegen möglichen wirtschaftlichen und sozialen Abstieg, wie er ihnen beim bloßen Verharren im gewohnten ländlichen Umfeld angesichts mangelnder Ressourcen an Grund und Boden oder an Arbeit gedroht hätte. Deutlich beschrieb ein Arbeiter, der 1880 in die BASF eintrat, im Rückblick diesen Effekt einer ‚Auswanderung‘ in die Stadt: *Im Alter von 18 Jahren entschloß ich mich endlich, auszuwandern nach Ludwigshafen a. Rh. Die Badische Anilin- und Sodafabrik war das Ziel von Hunderten von armen Teufeln aus der Pfalz, Baden und Hessen. Wenn sie auch dort das Paradies nicht fanden, so doch Arbeit, die man daheim nicht erhalten konnte.* Räumliche Mobilität sorgte demnach für größere ökonomische und soziale Stabilität allen unvermeidlichen Anpassungs-Schwierigkeiten zum Trotz, mit denen die Neuankömmlinge fertigwerden mussten.

Diese Überlegung führt weiter zur Frage, ob sich Zusammenhänge zwischen räumlicher Mobilität einerseits, beruflicher und sozialer Mobilität andererseits feststellen lassen. Anhand der Heiratsregister kann man derartige Entwicklungen durch Vergleich zwischen dem Beruf von Vater und Sohn über die Generationenfolge hinweg dingfest machen. Recht zuverlässig sind die Ergebnisse für den beruflichen Bereich: Nach den erhobenen Stichproben übten Vater und Sohn nur in 10 % der Fälle den gleichen Beruf aus bzw. waren sie zu einem Viertel in derselben Branche tätig. Die berufliche Mobilität zwischen den Generationen war demnach höchst beachtlich, und sie war bei den Zuwanderern deutlich größer als bei den Einheimischen. Dies ist eine sicher nicht sonderlich überraschende, gleichwohl aufschlussreiche Tatsache, zeigt sie doch, dass bei den Zuwanderern die Bereitschaft oder die Notwendigkeit zu existenzieller Veränderung der Lebensumstände verhältnismäßig größer war als bei den bereits Ortsansässigen, die vielfach auf der Arbeit der Vatergeneration aufbauen konnten. Wenn aber selbst hier die berufliche Veränderung insgesamt entschieden überwiegt, so lässt dieser Umstand erkennen, wie sehr sich das allgemeine Berufsspektrum damals in den Städten infolge verstärkter Professionalisierung und Spezialisierung in einem bisher kaum vorstellbaren Maß erweiterte und ausdifferenzierte und zugleich veränderte und dass sich damit auch zahlreiche neue und oft bessere Einkommenschancen eröffneten.

Bedeutete das nun auch erhöhte soziale Mobilität, sozialen Aufstieg oder auch sozialen Ab-

stieg in den Städten? Die Frage, ob, in welchem Ausmaß und mit welcher Tendenz dies der Fall gewesen ist, bewegt seit längerem historisches Forschungsinteresse mit Blick auf die eigene Gegenwart, geht es doch um das gesamtgesellschaftlich bedeutsame Problem, inwieweit und auf welchen Wegen die ‚moderne‘ stadtgeprägte Industrie- und Leistungsgesellschaft beruflich-sozialen Aufstieg ermöglicht oder auch entsprechenden Abstieg produziert, in jedem Fall als „offene Gesellschaft“ über erhöhte beruflich-soziale Mobilität Elitenzirkulation und Demokratisierung erleichtert und zugleich wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und ökonomisches Wachstum begünstigt. Eine Antwort auf diese Frage lässt sich anhand der Berufsangaben in den Heiratsregistern natürlich nur mit einiger Unschärfe versuchen, dennoch hat man bisher keinen besseren Weg gefunden. Bildet man anhand der Berufsangaben soziale Schichten - ungelernte und qualifizierte Arbeiterschaft³, Mittelschicht und Oberschicht - auch dies nicht sonderlich überraschend - war die Abgrenzung zwischen den genannten Schichten unübersehbar ausgeprägt: Der Aufstieg von Ungelernten über zwei Generationen griff kaum, derjenige von qualifizierten Arbeitern reichte nur in beschränktem Umfang bis in die Mittelschicht; die Mittelschicht ihrerseits schottete sich gegen den Abstieg in die Arbeiterschaft so gut wie möglich ab, auch wenn ein intensiverer Austausch hin zur qualifizierten Arbeiterschaft wohl vor allem im handwerklichen Bereich zu beobachten ist; und die schmale Oberschicht blieb möglichst unter sich - all das gilt in ziemlich gleichem Maße für die jeweilige berufliche Entwicklung wie für die Heirat zwischen Mitgliedern verschiedener Schichten. Soweit es etwaigen sozialen Auf- und Abstieg über zwei Generationen hinweg insgesamt betrifft, dürfte er sich mit jeweils einem Viertel in etwa die Waage gehalten haben, während rund die Hälfte der erfassten Männer in derselben Schicht verharrten wie ihre Väter. Hierbei bleiben allerdings die kräftigen schichtenspezifischen Unterschiede zu beachten: Die Abkömmlinge von ungelerten Arbeitern konnten nicht absteigen, sondern verblieben ungünstigsten Falles in der sozialen Schicht des Vaters oder stiegen in eine sozial höher angesiedelte Schicht auf - immerhin bei nahezu der Hälfte der erfassten Ehen war dies der Fall. In allen anderen Schichten hingegen konnte ebenso Abstieg wie Aufstieg stattfinden und überwog nach der rein statistischen Auswertung sogar recht deutlich, bei den Qualifizierten z.B. fast um das 2,4fache (27,1 % Abstieg gegenüber 11,4 % Aufstieg), sicher ein überhöhter Wert. Trotz derartiger Unschärfen des Materials scheint Folgendes ziemlich sicher: Bei Ortsansässigen (wo also bereits der Vater in Ludwigshafen gewohnt hatte) waren die Chancen für sozialen Aufstieg offensichtlich deutlich größer, blieb die Gefahr sozialen Abstiegs um einiges geringer als bei den Zuwanderern - offenbar bot die Industriestadt den gebürtigen Einheimischen bessere Entfaltungs- und Karrieremöglichkeiten.

³ Unter „qualifizierter Arbeiterschaft“ werden gelernte Arbeiter aller Gattungen und aufgestiegene Arbeiter wie Aufseher und Vorarbeiter zusammengefasst.

Natürlich hängen die statistischen Rechenergebnisse maßgeblich von der Schichtbildung und Schichtabgrenzung ab: Je kleiner/größer die Zahl der Schichten, desto kleiner/größer werden Auf- und Abstiegsmobilität zwischen ihnen. Würde man ungelernete und qualifizierte Arbeiterschaft als Unterschicht zusammenfassen, dann ergäbe sich eine sehr viel geringere Auf- und Abstiegsmobilität, als soeben angedeutet. Denn gerade zwischen ungelerten und qualifizierten Arbeitern bestanden recht intensive Austauschbeziehungen sowohl hinsichtlich des beruflichen Auf- und Abstiegs wie hinsichtlich der Heiratsbeziehungen. Hierin könnte man ein wesentliches Element der realen Klassenbildung zur Zeit des Kaiserreichs erkennen. Tatsächlich kam gelernter Arbeiterschaft innerhalb der Führung wie der Gefolgschaft von Gewerkschaftsbewegung wie Sozialdemokratie entscheidendes Gewicht zu, sie trug das Meiste bei zur Herausbildung eines selbstbewussten Arbeiter- und Klassenbewusstseins, das den Ungelernten oft erst mühsam genug nahegebracht, um nicht zu sagen: eingepflanzt werden musste. Andererseits aber bildete die gelernte Arbeiterschaft auch das wichtigste Auf- und Abstiegsreservoir für die Mittelschichten, und dieser Umstand lässt das Bild von der Blockbildung einer „Arbeiterklasse“ als zu einfach erscheinen: Nach der erhobenen Stichprobe stammten 17 % der Qualifizierten aus den Mittelschichten, und immerhin 25 % der Mittelschichtsangehörigen entstammten der qualifizierten Arbeiterschaft. Die „soziale Klassenbildung“ zur Zeit des Kaiserreichs war jedenfalls ein komplexer Prozess, der mit „Stabilisierung und Erstarrung der Ungleichheitsverhältnisse auf hohem Niveau“ (Schüren) sicher nur unvollkommen charakterisiert ist - die damalige Bildung der sozialen Schichten und der Austausch zwischen ihnen lässt sich jedenfalls nicht einfach mit einer Klassenbildung zwischen Arbeiterschaft (= Unterschichten) und Bürgertum/Bourgeoisie (= Mittel- und Oberschichten) zur Deckung bringen.

Den Daten der Heiratsregister lässt sich noch in anderen Richtungen aufschlussreiche Information für das Sozialverhalten der Brautleute entlocken. Ich lasse einmal das Heiratsalter beiseite, weil hier nur der Vergleich mit ländlichen Gemeinden Besonderheiten der Stadt erkennen ließe, und gehe nur ein auf das Problem der Mischehen. Da in Ludwigshafen jeweils annähernd die Hälfte der Bevölkerung bei relativ gleichartiger sozialer Zusammensetzung dem evangelischen und katholischen Glauben anhing, wäre bei strikter konfessioneller Abgrenzung zu erwarten, dass gar keine Mischehen geschlossen wurden, bei völliger kirchlicher Gleichgültigkeit hingegen, dass etwa die Hälfte aller Ehen zwischen Partnern unterschiedlicher Glaubensrichtung und nur jeweils ein Viertel ausschließlich zwischen Protestanten bzw. Katholiken zustande kam. Anhand einer Stichprobe von 1.773 Heiraten in Ludwigshafen 1879/1910 ergibt sich ein Mischehenanteil von fast 38 %, also eine sehr beachtliche Größenordnung, die anzeigt - und zwar über den gesamten erfassten Zeitraum hinweg ohne klaren Trend -, dass konfessionelle Barrieren in Ludwigshafen nur noch

schwach ausgebildet gewesen sind, die Menschen sich überkommenen kirchlichen Bindungen offensichtlich schon in beachtlichem Ausmaß entzogen hatten.

Worüber die Heiratsregister natürlich keine Auskunft geben, sind die gängigsten demographischen Größen wie Ekehäufigkeit, Gebürtigkeit, Sterblichkeit. Hierzu möchte ich Ihnen abschließend nur noch einige recht globale Daten vorführen, die aber doch etwas von der Dynamik der demographischen Entwicklung in der jungen Industriestadt erkennen lassen:

- Soweit es die Eheschließungen betrifft, ist die Heiratsfreudigkeit unübersehbar und angesichts der Altersstruktur der Bevölkerung ja auch keineswegs verwunderlich.

- Und natürlich schlug sich das vergleichsweise jugendliche Alter der Bevölkerung auch im Reproduktionsverhalten nieder. Gebürtigkeit und Sterblichkeit lagen bis in die späten 1860er Jahre um einiges niedriger als in den folgenden Jahrzehnten. Mit der massiven Industrialisierung Ludwigshafens und dem Einströmen junger Menschen aus ländlichem Milieu verschob sich das Reproduktionsmuster, war während des nächsten Vierteljahrhunderts gekennzeichnet durch ungewöhnlich hohe Gebürtigkeit und durch vergleichsweise niedrige Sterblichkeit, so dass der Geborenenüberschuss in den späteren 1890er Jahren Spitzenwerte erreichte (31 je 1.000 Einwohner im Jahr 1900). Um die Jahrhundertwende dann begann sich die akute Phase des sog. „demographischen Übergangs“ in sehr ausgeprägter und zeitlich konzentrierter Form abzuzeichnen: Vor allem die Gebürtigkeit, in etwas geringerem Maße auch die Sterblichkeit und mit ihnen der Geborenenüberschuss sanken auf ein deutlich niedrigeres Niveau, und dieser Prozess war 1913 noch keineswegs abgeschlossen.

Meine Damen und Herren, ich habe Ihre Geduld schon über Gebühr strapaziert, aber vielleicht ist es mir in der einen oder anderen Hinsicht, bei den Ausblicken ins Allgemeine oder bei denen in das Ludwigshafener Innenleben, doch gelungen, Fragen für die folgende Diskussion anzustoßen.

VII. Diskussion

Durch eine technische Panne bedingt, konnte die Diskussion des Vortrags von Herrn Professor Hippel, bei der sich die Herren Dr. Hagel, Dr. Schöck und Dr. Waibel beteiligten, leider nicht mitgeschnitten werden, so dass ihre Protokollierung entfallen muss.

VIII. Vortrag von Professor Dr. David W. Sabean (Los Angeles):

Allgemeine Fragen aus lokaler Perspektive: Gedanken über die Geschichte Neckarhausens 1700-1870

Ich möchte einen Ansatz zur Lokalgeschichte vorstellen, der sie als ein Forschungsinstrument für Fragen über die Grenzen der Dorfgemeinde, Nachbarschaft, Marktflecken oder Region hinaus behandelt. Und ich werde dies in mehreren Stufen illustrieren, die mich in ein württembergisches Dorf hinein und dann wieder hinaus brachten. In den 60er Jahren begann ich die Studie Neckarhausens mit einer einfachen Frage: nach der Art und Weise wie die Geschichte der abendländischen Familie begriffen werden könnte. Mitte der 60er Jahre verknüpfte die dominante Auffassung den Modernisierungs- und industriellen Entwicklungsprozess mit Individualisierung und Anpassung zweckmäßiger Grundsätze von Eigeninteresse und einem unternehmerischen Geist, der Menschen von dem umfassenden Geflecht der Verwandten wegzog. Die moderne Arbeiterschaft wurde mobil, und ohne extensive verwandtschaftliche Verpflichtungen fähig, über ihr Einkommen zu verfügen. In anderen Worten waren Modernisierung und wirtschaftliche Entwicklung eng mit dem Aufstieg der Kernfamilie verbunden. In diesem „europäischen“ Muster ist vormoderne Gesellschaft von einer engen Integration weitlaufender Verwandtschaften gekennzeichnet, wobei Eheverbindungen unter Verwandten sowohl erwünscht als auch unvermeidbar waren. Modernisierung wurde verstanden, auf der einen Seite, als mit dem Abbrechen von verwandtschaftlichen Bänden verbunden, und auf der anderen, als mit der Entwicklung von Sentiment, Lust, und Liebe bei der Ehepartnerwahl. Diese Story - diese historische Erzählung - hatte sehr gewichtige politische Konsequenzen. Zu der Zeit (den 60er Jahren) waren Entwicklungsexperten mit dem Export des westlichen Vorbilds in die sogenannte unterentwickelte „Dritte“ Welt beschäftigt. Mein Unbehagen an der Entwicklungspolitik fiel mit einer breiten, aber unsystematischen Lektüre in Sozialanthropologie zusammen - meistens um das Thema Verwandtschaft. Daraus entstanden zwei generelle Fragen: 1. Haben Menschen in der fernen europäischen Vergangenheit in verwandtschaftlich strukturierten sozialen Milieus gelebt, und wenn ja, wie konnte dann Verwandtschaft analysiert werden? 2. Gab es tatsächlich eine einfache, lineare (dominante) Geschichte über die Familie zu erzählen?

Die nächste Stufe meiner Forschung - das nächste Problem - war, eine diesen Fragen gemäße Herangehensweise auszudenken, und das hat mich dazu geführt, meine Aufmerksamkeit einer einzigen Dorfgemeinde zu schenken. Der erste Anstoß in diese Richtung kam von der Sozialanthropologie, einer Disziplin, die auf Feldforschung in kleinen Gemeinden gegründet. Deren Studien zeigten, dass man Zugang zu der Handlungssprache und der

Praxislogik durch peinlich genaue Analyse des Kontexts entwickeln konnte. Ohne solche sorgfältige, detaillierte Rekonstruktion war es schwierig, über Verbindlichkeiten, Ehestrategien und den Unterschied zwischen Ideologie und Praxis etwas Zuverlässiges zu wissen. Intensives Nachdenken über Afrika, Indien, usw. lag also an der Wurzel des Umdenkungsversuchs über die europäische Erfahrung. Der zweite Impuls kam aus der Revolution in historischer Demographie, die auf die 1956 erschienene Studie über das Dorf Crulai in der Normandie von Louis Henry zurückführt, und die auf „Familienrekonstruktion“ einzelner Pfarreien gegründet ist. Dieses Verfahren stellte eine geniale Ergänzung zur Sozialanthropologie dar.

Diese Schritte auf der Mikroebene, um mit dem dominanten Paradigma über die Vergangenheit zu brechen, haben natürlich an vielen Orten gleichzeitig stattgefunden. Sowohl der einflussreiche italienische Historiker Carlo Ginzburg (dessen Buch über die Kosmologie eines in Friaul sesshaften Müllers, *Käse und Würmer*, ein erfolgreicher Verkaufsschlager war) als auch Hans Medick (vom Max-Planck-Institut für Geschichte, ein Historiker, der über das württembergische Dorf Laichingen geschrieben hat), unter anderen, haben über das, was heute als eine Generationsverschiebung erscheint, nachgedacht. Ginzburg, Medick und ich sind alle drei 1939 geboren, und aus ganz verschiedenen Milieus stammend, mit verschiedenen Agendas und Forschungsinteressen, haben alle ungefähr zur gleichen Zeit in ganz ähnlichen Weisen reagiert. Ginzburg hoffte, dass eine Widerlegung der aus dem 19. Jahrhundert stammenden Teleologie mit der Mikrohistorie zu verknüpfen sei. In meinem Fall ging es nicht so sehr um eine Ablehnung einer der akzeptierten „grand narratives“, als darum, eine passende Ebene zu finden, um die Frage historischer Prozesse und Wandlung neu zu stellen und Aufmerksamkeit auf alle möglichen, von den klassischen Soziologen Weber, oder Morgan, oder Simmel übergangenen Problemen zu lenken.

Die übernommene Methode der Neckarhausener Studie ist leicht zu beschreiben - war aber nicht so einfach durchzuführen. Die Forschung setzte 1967 an und war 1997 fertig. Im Grunde erforderte das Verfahren das, was historische Demographen „family reconstitution“ nennen, wobei für einen ausgewählten Zeitraum alle Einträge in den Kirchenbüchern (in meinem Fall 1560-1869) zu registrieren waren. Jeder Eintrag sollte von Hand auf ein vorgedrucktes Formular aufgeschrieben, ein Duplikat angefertigt, und alle Daten alphabetisch und nach zeitlicher Reihenfolge sortiert werden. Das Ziel war, alle Personenstatistiken für jede Gruppe von Eltern und Kindern zu finden - Taufen, Ehen und Beerdigungen - wodurch man genaue Informationen über Fruchtbarkeit, Sterblichkeit und Nuptialität für eine Periode vor den modernen Volkszählungen zusammenstellen kann. So war der Stand der Forschung, als ich begann. Ich wollte aber die Dossiers von Individuen und Familien ausdehnen, um

Steuerinformationen, Besitzverkäufe, Schulden, Verpfändungen, Paten, Pfleger, Kriegsvögte und Erben einzuschließen - und jeden Registereintrag auf ein bestimmtes Formular einzutragen. Ich interessierte mich für alle Informationen in Inventuren und Teilungen und alle einzelnen Fälle von Kirchenkonvent-, Dorf-, Vogtrüg- und anderen gerichtlichen Protokollen. Im Laufe der Forschungen ist es möglich geworden, mit dem Computer zu arbeiten, um die immer größeren Datenmengen zu ordnen. Am Ende war ich von der Masse des Materials erschlagen, aber die Grundlage für die Wiederherstellung von life histories, Genealogien und familien- und verwandtschaftliche Interaktion ist diese partiell durchgeführte ausgedehnte „Familienrekonstitution“.

Nachdem erst einmal das Material in dicken Akten zusammengebracht war, war ich dann in der Lage, zurück zu den Ausgangsfragen zu kommen, Verwandtschaft auszuarbeiten und Strukturen und systematische Wandlung ausfindig zu machen. Heute will ich einige Resultate der Forschung diskutieren. Ich werde zeigen, dass die gefundene Verwandtschaftsstruktur sich zu Beginn des 18. Jahrhunderts in den 1740er Jahren zu wandeln begann und bis Ende des Jahrhunderts komplett geändert hat. Verknüpft mit dieser Verwandlung war eine Umstrukturierung der sozialen und politischen Dynamiken des Dorflebens.

Zuerst, das Bild am Anfang des 18. Jahrhunderts: Neckarhausen war ein typisches altwürttembergisches Dorf mit teilbarer Erbschaft, wobei Töchter und Söhne zu gleichen Teilen und gleichen Dingen, z.B. Landbesitz, erbberechtigt waren. Im frühen 18. Jahrhundert aber haben Ehen in Neckarhausen ungleiche Partner zusammengebunden: Ein Ehepartner war normalerweise reicher als der andere. Je reicher ein Ehepaar, desto größer war der Abstand zwischen den beiden, besonders gemessen am Landbesitz. Für das Erstehen war dies geschlechtsunabhängig: sowohl Mann als auch Frau hätten den Löwenanteil in die Ehe einbringen können. Eine Heirat band fast immer Familien von unterschiedlichem Vermögen zusammen. Ehemänner und -frauen bildeten den Kern eines Allianzsystems von ungleichem Austausch, das einzelnen Familien nicht erlaubte, auf das Akkumulierte einer Generation aufzubauen. Immer wieder wurden Abkömmlinge aus unterschiedlichen Schichten verwandtschaftlich miteinander verknüpft. In dem breiten Allianzsystem konnten reichere Haushalte als Schirmherrn oder Patrone für ärmere fungieren, mit dem bindenden Glied zwischen ihnen die Kernallianz des einzelnen Ehepaars, dessen Ehevermögen aus unterschiedlichen Summen zusammengesetzt war. Produktion (Pflügen und Handarbeit) und Politik (Klientage) waren durch dieses asymmetrische Heiratssystem gefestigt.

Ich möchte dieses System demjenigen am Ende des Jahrhunderts gegenüberstellen: Nach den 1760er Jahren begannen Ehemänner und -frauen immer öfter, ihre Partnerwahl im

Hinblick auf Ähnlichkeit der jeweiligen Herkunftsschicht zu treffen. Dieses Muster zeigt einen radikalen Bruch mit der Vergangenheit. Das lockere, offene, generalisierte innerdörfliche Konnubium wich einem Muster von Klassen- oder Schichtenendogamie. In der früheren historischen Situation hatten vermögende Leute einander vermieden, in der späteren jedoch einander ausgesucht.

Ehe bildet nur ein Element von Verwandtschaft, wenn auch Anthropologen wie Lévi-Strauss fast nur darauf ihre Aufmerksamkeit gerichtet haben. Selbstverständlich ist Ehe strukturell wichtig, um das soziale Geflecht jeder Gesellschaft zu bilden und umzubauen. Werfen wir nochmals einen Blick auf Ehe zum Anfang des 18. Jahrhunderts - zu der Zeit, als sie eine zentrale Rolle dafür spielte, Familien asymmetrisch zusammenzubinden. Oft haben Menschen Verwandte als Ehepartner gewählt, aber sie haben nie Blutsverwandte geheiratet. Alle Verwandtenehen wurden über Affinalenketten oder Schwägerschaft gebildet. Es gab keine Cousinenehen 1., 2. oder 3. Grades, keine enge Schwäger (Ehefrauenschwester, Brudersfrau, Brudersfrauenschwester) und keine Blutsverwandten eines verstorbenen Ehepartners. Daraus folgen zwei entscheidende Punkte. Zunächst konnten die in einer Generation gebildeten Allianzen in den nächsten, zweiten, oder dritten Generationen nicht wiederholt werden. Zweitens konnten Allianzen in einer Generation gemacht, nicht in der gleichen Generation wiederholt werden (keine engen Verwandten einer verstorbenen Frau, kein Austausch zwischen Geschwistergruppen). Ehen schloss man also immer mit jemandem, den man den „Fremden“ nennen kann.

Indem die Ehe Familien unterschiedlichen Vermögens zusammenband, waren Schwäger normalerweise als Patrone und Klienten gebunden. Die asymmetrischen Bande waren über Heirat verstärkt, wenn Mitglieder einer Klientelgruppe einander heirateten, oder als Ehepartner aus ihrem Klientelgeflecht aussuchten. Dieses Ehesystem kann in zweifachem Sinne als exogam gekennzeichnet werden: Es verbindet Partner, die nicht miteinander durch Blut verwandt waren und machte systematische Allianzen zwischen Familien über eine längere Zeit unmöglich, so dass sich dabei Klassensolidarität kontinuierlich auflöste.

Ich möchte diese Struktur derjenigen am Anfang des 19. Jahrhunderts gegenüberstellen. Die Bevölkerung von Neckarhausen hatte sich auf 740 verdoppelt. Dies, obwohl die Gruppe Vollbauern stabil blieb, die Klasse von Handwerkern und Tagelöhnern aber erheblich wuchs, und das Wachstum setzte sich weiter fort. Viele Dorfbewohner wurden in lohnabhängiger Arbeit außerhalb Neckarhausens in Bauunternehmen beschäftigt. Zugleich erlebte das Dorf landwirtschaftliche Intensivierung und Kapitalisierung. Mit der neuen Mobilität wuchs auch die Möglichkeit, Ehepartner außerhalb des Dorfs in einem viel größeren „Umfeld“ zu finden. Es

war leichter, in einem größeren Dorf und Mobilitätskontext Verwandte zu vermeiden, dennoch war inzwischen ein enges endogames - im doppelten Wortsinn - Ehesystem konstruiert worden.

Wir können Ehen aus den 1820er Jahren als Beispiel nehmen: 25 % waren zwischen Verwandten geschlossen worden. In den 1860er Jahren waren es bereits 50 % aller Ehen. Ein weiterer Unterschied zum frühen 18. Jahrhundert besteht im Vorkommen von Blutsverwandten als Ehepartner. Schon in den 1740er Jahren haben gelegentlich Cousins 2. Grades einander geheiratet, was in den 1780er Jahren ganz üblich geworden war. Bis 1800 wählten viele Leute ihre Cousins ersten Grades als Partner aus. Was für eine Funktion haben solche Ehen? Sie erlauben die in einer Generation zusammengeführten Allianzen in einer späteren erneut zu konstruieren. Ehen zwischen Cousins zweiten Grades reproduzieren die von den Großeltern geschlossenen Allianzen. Die Ehen zwischen Cousins ersten Grades wiederholen den Austausch in der Generation der Eltern. Neu waren auch Ehen mit der Schwester der verstorbenen Frau, anderen engen Verschwägerten und zwischen Geschwistergruppen. Auf diese Weise hat bis in die 1820er Jahren nur eine Familie von zehn schon etablierte Allianzen nicht wieder ausgehandelt.

Wie haben Cousinenehen funktioniert? Austausch fand innerhalb einem über Männer abgeleiteten Muster statt. Die Allianzen bildeten sich zwischen „Patrilinien“, aber es gab keine vorgezogene Art von Ehe: Angehörige zweier Patrilinien schlossen mehrere Ehen innerhalb eines kurzen Zeitraums, so dass nach einer oder zwei Generationen erneute Heiratsaktivität erforderlich wurde. Es ging darum, in der Gefahr der Auflösung von Bündnissen noch nicht neu besetzte soziale Bande zu verstärken und verdoppeln. Das System war offen und flexibel und erlaubte die Reproduktion von schon bestehenden Verhältnissen ebenso wie die Konstruktion von neuen. Ich behaupte, dass dieses endogame Allianzmuster, das systematisch zwei (oder mehrere) Familien über viele Generationen zusammenbringt, nicht archaisch, sondern im Gegenteil „modern“ ist, und zwar in dem Sinne, dass es im zeitlichen Zusammenhang und historischen Kontext von kapitalisierter Landwirtschaft und lohnabhängiger Arbeit entwickelt worden ist. Damit war es eng mit der Formierung von Klassenverhältnissen im Dorf verbunden. Klassendifferenzierung ging mit Verwandtschaftsintegration zusammen. Endogame Eheallianzen, reproduziert von Generation zu Generation, fanden statt im Kontext von Bevölkerungswachstum, Kapitalisierung und Intensivierung von Landwirtschaft, Klassendifferenzierung, regionaler Mobilität, Integrierung in breitere Märkte, Besitzersplitterung und immer schnellerer Neuverteilung von Besitz.

Wir können eine breite Palette anderer Phänomene anschauen, um derselben Verschiebung nachzuspüren: Patenschaft bietet dafür ein gutes Beispiel. Um 1700 wurden Paten selten aus der Verwandtschaft gewählt, während sie bis 1820 90 % der Auswahl ausmachten. Um 1700 waren Paten älter, meist nicht verwandt, und reicher. Oft waren sie aus der Dorf- oder Regionalehrbarkeit. Wie bei der Ehe passte Patenschaft zu einem Muster Patron/Klientverhältnis und band Wohlhabende mit Armen zusammen. Auch wenn Leute Verwandte aufforderten, vermieden sie allzu enge Verwandte und Blutsverwandte bis auf Cousins zweiten Grades. Demgegenüber waren Paten in den 1820er Jahren vom gleichen Alter und sozialem Status wie die Eltern. Volle 25 % waren Cousins 1. und 2. Grades. Pflegerschaft und Geschlechtsvormundschaft zeigen die gleiche Entwicklung von Cousinennetzwerken.

Es gab verschiedene Gründe für die Veränderungen, aber ich kann hier nur zwei davon erwähnen: Zuerst scheint der Markt für Grundbesitz besonders entscheidend. Im Laufe des 18. Jahrhunderts kam Land zunehmend auf den Markt und wurde dort versteigert. Die Zahl von verkauften Ackerlandstücken nahm um 400 % zu, die Zahl von Marktteilnehmern multiplizierte sich 5,5 mal, und der Preis vervierfachte sich. Um 1700 fanden nur circa 10 % Landübertragungen außerhalb der engen Familie statt, und Cousins spielten im Austausch keine Rolle. In den 1820er Jahren dagegen wurde eben so viel Land über den Markt umverteilt wie über Erbschaft, und Cousins waren stark als Marktpartner vertreten.

Der Markt wirkte als ein Verteilungsmechanismus, der zugleich eine zunehmende Anzahl von Verbindungen unter Blutsverwandten und Verschwägerten herstellte und miteinander integrierte. Mit den Erbschaftsregeln, die Ansprüche auf Eigentum auf lineale Erben beschränkten, war Erbschaft ein ungeeignetes Mittel, um Verwandte in einer Situation extremer Besitzersplitterung und zunehmender Schichtung zu integrieren. Der Wandel von einem erbschaftsgesteuerten System zu einem solchen, bei dem Eheschließungen und Landtransaktionen zwischen engen Verwandten ausbalancierte Allianzen schufen, gab dem Markt eine Familienfunktion. Im Kontext eines immer weiter wachsenden Marktes waren engere Verflechtungen zwischen Landbesitzern notwendig, um Zugang zu Ressourcen zu kontrollieren und zu kanalisieren. Die Entwicklung von Cousinenehen unter Landbesitzern fiel eng mit der Öffnung des Bodenmarktes zusammen. Alliierte Verwandte entwickelten koordinierte Verbindungen unter sich, um die Verteilung von Ressourcen zu steuern. Jenseits der Analyse des Neckarhausener Materials allein ist die Frage zu stellen, wie eine expandierende Wirtschaft dichtere Netzwerke von Verwandtschaften hervorbringt, die dazu dienen, die Zirkulierung von Vermögen zu steuern.

Es gibt einen zweiten Teil der Erklärung, nämlich einen Aspekt der politischen Kultur, der die Entwicklung der neuen Allianzform anregte. Die ersten Familien, bei denen Cousinenallianzen eine Rolle spielten, waren aus Familien von Amtsinhabern, die sowohl aus Bauern-, als auch aus Handwerkerfamilien stammen konnten. Ich kann hier nur andeuten, dass während der 1740er bis 1760er Jahre die Anbindung des Dorfes an die Zentralgewalt sich änderte. Das Dorf hatte immer mehr Ressourcen selbst zu verwalten. Während dieses Zeitraums entwickelten sich einzelne Fraktionen, die unter anderem versuchten, die einträgliche Zehntauktion in die eigenen Hände zu bringen. Damals entstand der politische Terminus „Vetterle“ überall in Württemberg. An der Spitze des neuen Systems von Gleichschaltung alliierter Blutsverwandter waren die politisch führenden Elemente des Dorfes, die ihrerseits ein neues System von Politik erfunden haben. Dieses System war auf Kontrolle über Schlüsselressourcen im Dorf und Manipulation der Verbindung zwischen Herrschaft und Dorf gegründet. Erst nach den 1780er Jahren hat die Ausdehnung des neuen Allianzsystems unter den wohlhabenden Landbesitzern als einer Klasse stattgefunden. Sie stellten sich nicht als Paten für Menschen zur Verfügung, die in der Dorfhierarchie unter ihnen standen, und sie haben Ehepartner nur unter ihresgleichen gesucht. Sie heirateten ihre Cousinen, schufen überschneidende Geflechte ritueller Verwandten, und begannen den Bodenmarkt zu beherrschen. Um 1800 begannen Handwerker und Bauarbeiter ihrerseits das neue Allianzsystem zu adoptieren. Als Bauern begannen ihre Cousinen ersten Grades zu heiraten, haben sie (die Handwerker) angefangen, ihre Cousinen zweiten Grades zu heiraten. Hier aber gab es einen Unterschied: Handwerker tendierten dazu, Cousinen in anderen Dörfern zu heiraten, um räumlich ausgedehnte Netzwerke zu entwickeln - angepasst an die Bedürfnisse und Verhältnisse mobiler Arbeit.

Von diesem Stadium meiner Arbeit gehen mehrere Überlegungen aus: Zuerst die *heuristische* Frage. Wenn man auf der Mikroebene arbeitet, entstehen neue Fragen für andere Ebenen der Forschung. Die empirische Arbeit wird einerseits ein Forschungsinstrument für neue Entdeckungen, und für die Eröffnung neuer Untersuchungsgebiete andererseits. Die Bedeutung von Mikroanalysen liegt, ich will das betonen, in ihrer heuristischen Kraft. In allen seinen Details ein solches Forschungsprojekt durchzudeklinieren, führte zu neuen Fragen über ähnliche und verschiedene Wandlungsprozesse von Verwandtschaft in Europa. Und hier sind einige Fragen, zu denen ich gekommen bin:

- a) In welchen Formen wurden Allianzen unter verschiedenen Besitzenden- und Nichtbesitzendengruppen aufgebaut, und wie sind die unterschiedliche Logiken an die soziale Lage von Gruppen gebunden, die sich ähnlichen Transformationen in der Wirtschaft und Gesellschaft gegenübersehen?
- b) Wie hat Verwandtschaft zu der Herausbildung verschiedener Klassenmilieus beigetragen?

c) Welche Gestalt kann Verwandtschaft in ganz verschiedenen Kontexten annehmen: Kultivierung eines stabilen Vermögens gegenüber Verhandlung in einer offenen, expandierenden Wirtschaft, zum Beispiel? Oder im bäuerlichen Milieu: Kontexte mit und ohne einen Bodenmarkt? Oder Unternehmer, die in Bergwerken und Metallgewerbe investieren? Oder Soziologieprofessoren?

d) Die Frage nach dem Geschlecht: Frauen und die Verwaltung von Allianzen?

e) Die Frage von akademischen Disziplinen. Wenn Verwandtschaft so zentral ist für die Entwicklung von Klassenmilieus in Europa, wie ich glaube, warum haben dann Soziologie, Geschichte und Anthropologie davon keine Notiz genommen?

Zweitens, die Frage von *Vergleich*: Wie ist Neckarhausen von anderen Dörfern in anderen Gebieten abzusetzen, um die Unterschiede und Ähnlichkeiten in Strategien, Kulturrepertoires und Abläufen zu bestimmen? In meiner Studie führte ich einen extensiven und rigorosen Vergleich Neckarhausens mit Studien über die Bretagne, die Gévaudan, und das ländliche Neapel durch. Hier beschränke ich mich auf Bemerkungen über die Neapelstudie von Gérard Delille, der Dörfer im Irnotal untersuchte, ein Klein- und Mittelbauerngebiet mit teilbarer Erbschaft. Dort haben sich während des 15. und 16. Jahrhunderts agnatische (patrilineale) Abstammungsviertel entwickelt. Landverkäufe waren beschränkt, und das System erlaubte keine Kapitalvermehrung. Der faszinierende Punkt in Delilles Geschichte ist, dass der Wandel von einem exogamen zu einem endogamen Heiratsallianzsystem einen ähnlichen Ablauf hatte, der ähnlich dem in Neckarhausens war. Delille beschrieb zwei grundverschiedene Systeme von Eheallianz für diese Region, eins für die Periode vom 15. Jahrhundert bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, und ein anderes, das im 18. Jahrhundert begann und sich im 19. Jahrhundert völlig durchsetzte. Genauso wie in Neckarhausen (und Deutschland im ganzen) bis zum 19. Jahrhundert ist das frühere Heiratssystem von negativen Regeln gekennzeichnet: Man durfte innerhalb einer breiten Gruppe von Verwandten nicht heiraten. Und auch wie in Neckarhausen war Ehe kalkuliert, Klienten zu unterstützen und Verbindungen mit mächtigen Patronen herzustellen.

Im Königreich Neapel ist die Entstehung blutsverwandtschaftlicher Ehen mit der Zerstörung der Lineageviertel zusammengefallen, und das Ende der älteren Form von Klientage fand gleichzeitig mit der Umstrukturierung der Dorfpolitik in Neckarhausen statt. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts war das alte System von Lineagevierteln von isolierten Familien und Gruppen von nicht mehr als drei Herdstätten verschwunden. Mit diesem Wandel einher gingen immer zunehmendere Grade von Consanguinität und die Wahl immer näherer Blutsverwandter als Ehepartner. Man fand auch Beispiele von Onkeln, die ihre Nichten geheiratet

hatten. Und auch die Ehe-Verbote für nah Verschwägte verschwanden - viele Männer entschlossen sich, die Schwestern ihrer verstorbenen Frauen zu heiraten.

Delille stellt den Wandel in Verwandtschaftsdynamiken in den gleichen Kontext, den ich für Neckarhausen fand: einen expandierenden Bodenmarkt und einen tiefen Bruch zwischen den verschiedenen Sozialklassen. Das Material aus dem Königreich Neapel und aus Neckarhausen zeigt, dass die neue Klassen- und Verwandtschaftsendogamie mit der Absicht verbunden war, mannigfaltige Formen von Austausch und die breite Koordinierung einer Klasse anzubieten, um sie zu unterstützen, Kredit, Landmärkte, Ämterbesitz und Korruption zu steuern. Alle diese Aufgaben wären nur mit tatsächlichen, aber flexiblen Strukturen und einem wohlkoordinierten System von Reziprozitäten durchzuführen. Wir haben hier zwei kontrastierende Systeme gefunden, die aufeinander folgten, eines um Klientage und vertikale Gruppenintegration gebaut, und eines um Klasse und horizontale Integration gebaut, vielleicht nicht mehr von „Gruppen“ aber von flexiblen, koordinierten Schichten. Wir brauchen eine Begrifflichkeit für die Strategien einer neuen Schicht von Unternehmern, die nicht die Zerstreung von Familienbesitz vermeiden wollten, aber darauf zielten, neues Vermögen zu schaffen, die expansiven Tendenzen einer zunehmend kapitalisierten Wirtschaft zu steuern, und die Art und Weise politischen Austauschs umzuwandeln.

Drittens, die *Dialektik* zwischen Mikro- und Makroebene. Ginzburg spricht über „ein konstantes hin und her zwischen Mikro- und Makrogeschichte, zwischen Nahaufnahmen und extremen Totalen, um das System der Entdeckung zu vermehren und pointierte Fragen an bestehende Ergebnisse zu stellen“. Von der Studie Neckarhausens wendete ich mich zur Makroebene, um Fragen bezüglich übergreifender Prozesse zu stellen. Der Wechsel der Ebene schloss einen Wechsel des Objekts ein und erforderte eine Analyse darüber, wie verschiedene Untersuchungsgegenstände sich zu verschiedenen Ebenen verhalten.

Mit zwei ähnlichen Erzählungen aus zwei weit von einander entfernten ländlichen Orten, begann ich die Lage Europas im Ganzen zu untersuchen, das heißt, den Brennpunkt zu ändern oder die Objekte auszutauschen, um Ginzburgs Metapher anzuwenden. Für Europa ist die Genetik diejenige Disziplin, die das Studium von Endogamie und Exogamie am intensivsten vorangetrieben hat. Die gängigsten Daten über blutsverwandtschaftliche Ehen kommen aus bio-evolutionären oder genetischen Studien, die sich meistens mit dem späten 19. oder frühen 20. Jahrhundert befassen. Alle diese Studien stimmen in der Beschreibung des Höhepunkts blutsverwandtschaftlicher Ehen zwischen 1880 und 1920 überein, und sind sich einig über einen generellen, teilweise abrupten Rückgang in den 1950er Jahren, als solche Ehen fast überall zahlenmäßig unbedeutend wurden. Ich gehe hier nicht ins Detail,

aber die Studien sind auf verschiedene regionale und nationale Datenreihen gegründet: der Wiener Diözese, Mailänder Diözese, spanische, französische, deutsche, schweizerische, und schwedische Dörfer, nationale und staatliche Daten für Norwegen, Spanien, Frankreich, Preußen, Bayern, und Belgien. In einigen Dörfern wurden Cousins 1. Grades vermieden, während sich hohe Raten bei Cousins 2. und 3. Grades entwickelten. Bevölkerungen in verschiedenen Enklaven haben zwischen eine aus fünf und eine aus zehn Ehen mit Cousins 1. Grades geschlossen.

Die Zunahme der Endogamie ist weniger gut dokumentiert als deren Abnahme. Studien aus den Pyrenäen, aus Eifeldörfern, und für ganz Schweden zeigen alle, dass es vor der Mitte des 18. Jahrhunderts keine Ehen zwischen Blutsverwandten gab, aber dass bis 1800 solche Ehen ganz normal geworden waren. Jean-Marie Gouesse, ein wichtiger französischer Demograph, hat die Endogamie-Raten für das katholische Europa während der frühen Neuzeit bis zum 20. Jahrhundert auf der Grundlage päpstlicher und bischöflicher Dispense untersucht. Bis Ende des 17. Jahrhunderts gab es wenige. Die Raten der Dispense haben erst im 18. Jahrhundert rapide zugenommen. Bei einer Stichprobe von je einem Jahr aus drei Jahrhunderten (1583, 1683, 1783) zeigt sich eine Zunahme von 1:11:55. Aber der Trend hat sich fortgesetzt. Zwischen den 1760er Jahren und den 1860er Jahren, zum Beispiel, haben die Raten für Frankreich um das 11fache zugenommen. Gouesses Zusammensetzung des Trends scheint richtig zu sein. In Europa sind merkliche Zahlen für Endogamie erst während des 18. Jahrhunderts entstanden, ein Höhepunkt wurde zwischen Mitte des 19. Jahrhunderts und dem ersten Weltkrieg erreicht, wonach die Zahlen rapide abnehmen.

Alle Daten zusammengefasst, scheint es, dass für das katholische und protestantische Deutschland, das katholische Italien, Spanien, Frankreich und Belgien, und das protestantische Schweden und Norwegen der allgemeine Trend endogamer Ehen ähnlich war. Es gab vor dem 18. Jahrhundert keine signifikante Endogamie irgendwo im kontinentalen Europa, und diese Verallgemeinerung scheint auch für England zuzutreffen. Die Beweise lassen darauf schließen, dass Cousinenehen und andere Formen enger verwandtschaftlicher Allianzen sich vor 1800 entwickelt haben, und erst danach zahlenmäßig zu einer Spitze während der 1880er Jahre anwuchsen.

Zum Schluss möchte ich einige allgemeine Beobachtungen machen: über Verwandtschaft im 19. Jahrhundert in Deutschland, Thesen über die Verbindung von Struktur und Praxis aufstellen und über bürgerliche Lebensweisen reflektieren: Ich möchte darauf hinweisen, dass die Zirkulation von Ehebeziehungen sich den Zirkulationen des Kapitals für Besitzbürger und des Kulturkapitals für Bildungsbürger anschließen. Hartmut Zwahr hat über die Wichtigkeit

bestimmter Netzwerk- und Kulturwerte bauenden Institutionen gesprochen, die eine Rolle gespielt haben, Klassen zu bilden und diesen Kohärenz zu geben. Vereine, Nachbarschaft, Konfession und Kirche waren dafür alle fundamental. Zentral war aber auch Verwandtschaft - Zwar hat die Bedeutung der rituellen Verwandtschaft (Patenschaft) für Arbeiter in Sachsen aufgezeigt. Auch für das Bürgertum haben wir viele Hinweise auf die Praxisweisen der Verwandtschaft: wöchentliche Familientreffen, Cousinenkreise, Soziabilität, Hausmusik, wiederkehrende Zusammenkünfte und Feste, genealogische Untersuchungen, Vormundschaft und Pflege für Mündel, Sozialisierung und Erziehung von Kindern, Familienkorrespondenz, Kreditvergabe und Kapitalanlagen, Platzierung von Verwandten an strategischen Stellen in Geschäften und Unternehmen, Pflege der Eltern, Reisen, Urlaube, Austausch von Cousinen und Gabenaustausch. Solcher sozialer Verkehr war für die Bildung von Klassenbewusstsein bedeutsam. In den alltäglichen Formen verwandtschaftlicher Reziprozität entwickelten sich die charakteristischen bürgerlichen Normen und Verhaltensweisen. Hier kann man auf die großen um Industriebranchen organisierten Sippen verweisen, die soziale und politische Werte teilten - z.B. im Bergbau und im Metallgewerbe. Es ist einerseits wichtig zu verstehen, dass Ehe in größere Systeme von Reziprozität eingebettet war, und auf der anderen Seite, dass Ehe soziale Gruppen dadurch konstituiert, dass sie Grenzen zieht und Langzeitallianzen errichtet.

IX. Diskussion (Zusammenfassung)

Dr. Theil eröffnet die Diskussion, indem er zunächst Herrn Sabean für den faszinierenden Einblick in seine Forschungen dankt und darauf hinweist, dass die dichte und intensive Aufbereitung eines massenhaften Materials doch ganz neue Fragestellungen ermöglicht.

Florian (Fellbach) fragt danach, wie sich das Heiraten innerhalb eines Dorfes bei der begrenzten Bevölkerungszahl durchhalten ließ.

Professor Sabean räumt ein, dass der Heiratsmarkt in der Tat nicht nur aus Neckarhausen, sondern auch aus den sechs umliegenden Dörfern bestand, so dass es einigermaßen funktionierte. Ausnahmen, vor allem bei Mehrfachehen kamen vor.

Dr. Waibel (Stuttgart) fragt danach, ob die mit statistischen Methoden erarbeiteten Ergebnisse auch durch nicht quantitative Quellen untermauert werden können.

Professor Sabean sagt, dass es zwar für Neckarhausen schwierig sei - Tagebücher und dergleichen gibt es praktisch nicht. Es gibt aber einige juristisch relevanten Fälle (vor allem Korruptionsfälle), wo es Hinweise darauf gibt, dass zum Beispiel die und die nicht aussagen dürfen, wegen zu enger Verwandtschaft, wo auch Aussagen über „Vetterleswirtschaft“ vorkommen. Wenn man Neckarhausen mit anderen Gemeinden vergleicht, was Herr Sabean getan hat, dann kann man - vor allem natürlich im bürgerlichen Bereich - derartige Quellen in Fülle finden. Auch literarische Quellen aus der betreffenden Zeit bestätigen das Ergebnis.

Dr. Müller hat den Eindruck, dass nach den Forschungen Sabeans und den von ihm zum Vergleich herangezogenen Landschaften, wo unterschiedliche Erbsystemen herrschten, wirtschaftliche Bedingungen doch keine oder keine große Rolle spielten.

Professor Sabean geht in der Tat davon aus, dass die Zunahme von Endogamie seit dem 18. Jahrhundert überall in Europa zu verzeichnen ist. Allerdings fehlten eingehendere Forschungen zu den jeweiligen unterschiedlichen Rahmenbedingungen.

Dr. Gerber fragt nach der Rolle der Emotionen, die seiner Auffassung nach eine ganz geringe Rolle gespielt hätten.

Professor Sabean betont dagegen, dass man, je mehr die Endogamie zunahm, desto mehr von Liebe sprach. Die Rolle der Sentimentalität nimmt zu.

Freiherr von Gaisberg-Schöckingen (Ditzingen) teilt zusätzliche Erfahrungen über die praktische Bedeutung der „Vetterwirtschaft“ mit und fragt nach dem Austausch von Gütern zwischen Nachbarorten bei Heirat zwischen Personen aus benachbarten Orten.

Professor Sabean kann den Gütertausch nicht bestätigen, weist aber darauf hin, dass Güter im Laufe der Zeit verstärkt auf den Markt kamen, mitunter auch versteigert wurden und dadurch weitreichende Veränderungen im Zusammenhang mit Familiengründungen möglich waren.

Professor Maurer fragt nach der Rolle der kirchlichen Ehegesetze für die Verwandtenehen und ob der nachlassende Einfluss der Kirche im 19. Jahrhundert ein Grund für die Zunahme der Endogamie war.

Professor Sabean skizziert kurz die Geschichte der kirchlichen Ehegesetze und weist zunächst darauf hin, dass Luther die mittelalterlichen Ehegesetze kurzerhand kassiert habe,

da er das päpstliche Dispenswesen für heuchlerisch hielt. Aber auch in den evangelischen Territorien kam es zu verschiedenen Dispensmöglichkeiten. Gegenüber der These vom Einfluss der Säkularisierung auf die Entwicklung der Eheschließung ist er skeptisch.

Dr. Schöck fragt nach den Verwandtschaftsbezeichnungen in den Quellen; was bedeuten „Vetter“ und „Base“, was „Vetterle“?

Professor Sabean betont zunächst, dass es schwierig ist, das ganz genau festzulegen.

„Vetter“ = Onkel findet man auf jeden Fall im 17. Jahrhundert, im 18. Jahrhundert bedeutet Vetter Onkel und Cousin, wobei die Bedeutung als Onkel mehr und mehr zurücktritt. Ein „Vetterle-Gericht“ ist ein Gericht von Leuten, die miteinander durch Ehen verbunden sind.

Dr. Theil weist zum Abschluss nochmals darauf hin, dass die Ergebnisse, die aus dem Referat von Herrn Sabean und der Diskussion deutlich wurden, einmal mehr den Wunsch aufkommen ließen, dass die beiden Bücher Sabeans, die am Anfang ja vorgestellt wurden, doch baldmöglichst ins Deutsche übersetzt werden müssten, zumal die Bücher in einem recht schwierigen Amerikanisch geschrieben sind. Das sei aber andererseits wohl auch der Grund, warum die Bücher noch nicht übersetzt sind. Im übrigen sind manche Sachverhalte so in Bildern ausgedrückt, dass sie gar nicht unmittelbar ins Deutsche übersetzt werden können. Es müsste also eine „Übertragung“ sein, die sowohl den exzellenten Kenner des amerikanischen Englisch als auch den Spezialisten für historische Anthropologie und frühneuzeitliche Sozialgeschichte erfordert.

Damit schließt er die Tagung, verbunden mit dem Dank an die Referenten und die Diskussionsteilnehmer.

Teilnehmer:

Alpers, Karl-Otto, Kirchheim/Teck
Angerbauer, Dr. Wolfram, Heilbronn
Back, Nikolaus, Filderstadt
Bannasch, Dr. Hermann, Stuttgart
Beitter, Heinrich, Besigheim
Benning, Stefan, Bietigheim-Bissingen
Betz-Wischnath, Johannes, Reutlingen
Bührlen-Grabinger, Christine, Stuttgart

Bürkle, Fritz, Stuttgart
Deigendesch, Dr. Roland, Münsingen
Ernst, Dr. Albrecht, Sachsenheim
Fischer, Dr. Joachim, Stuttgart
Florian, Christoph, Fellbach
Gaisberg-Schöckingen, Friedrich Frhr. von, Ditzingen
Gebhardt, Dr. Werner, Esslingen
Geiler, Hans, Neuenbürg
Gemeinhardt, Dr. Heinz Alfred, Reutlingen
Gerber, Dr. Helmut, Stuttgart
Gönner, Prof. Dr. Eberhard, Stuttgart
Göttler, Maria, Stuttgart
Grawe, Melanie, Schorndorf
Gühning, Albrecht, Marbach a. N.
Haberditzl, Dr. Anna, Ludwigsburg
Hagel, Dr. Jürgen, Nürtingen
Hauser-Hauswirth, Dr. Angelika
Haußmann, Martin, Besigheim
Hofmann, Werner, Berglen
Hohmann, Wilhelm, Stuttgart
Holtz, Maximilian Frhr. von, Alfdorf
Huber, Konstantin, Pforzheim
Hummel, Karl-Martin, Stuttgart
Jooss, Prof. Dr. Rainer, Esslingen
Junger, Dr. Gerhard, Reutlingen
Keyler, Regina, Stuttgart
Kieß, Dr. Rudolf, Stuttgart
Kilian, Rainer, Kirchheim u. T.
Klagholz, Dr. Bernd, Leinfelden-Echterdingen
Kollmer-v. Oheimb-Loup, Prof. Dr. Gert, Esslingen
König, Hans, Gaildorf
Kraus, Werner, Kornwestheim
Kurz, Manfred, Bietigheim-Bissingen
Maisch, Dr. Andreas, Schwäbisch Hall
Merk, Eberhard, Eisligen
Müller, Dr. Roland, Stuttgart
Mundorff, Martin, Göppingen

Natale, Dr. Herbert, Stuttgart
Neidiger, Dr. Bernhard, Stuttgart
Ott, Dr. Wilfried, Schönaich
Peters, Dr. Heinrike, Stuttgart
Pfeifle, Luise, Stuttgart
Plieninger, K., Rechberghausen
Reinsch, Christine, Stuttgart
Riepl-Schmidt, Mascha, Stuttgart
Riexinger, Erich, Weil im Schönbuch
Ritter, Dr. Susanne, Leinfelden-Echterdingen
Roos, Alfred, Schorndorf
Rösl, Thomas, Neckartenzlingen
Rummel, Friedrich, Gerlingen
Sahm-Stotz, Dr.
Sauer, Prof. Dr. Paul, Tamm
Schäfer, Chr., Stuttgart
Schick, Dr. Hermann, Marbach a. N.
Schneider, Dr. Alois, Stuttgart
Schöck, Dr. Gustav, Stuttgart
Schömbs, Dr. Erwin, Esslingen
Schön, Petra, Stuttgart
Schüppert, Prof. Dr. Helga, Stuttgart
Strähle, Ernst, Römerstein-Böhringen
Ungericht, Dr. Hansmartin, Ulm
Vöhringer-Glück, Christa, Erpfingen
Wannenwetsch, Walter, Waiblingen
Widmann, Rudolf, Ehningen
Wilke, Peter, Jesingen
Wille, Wolfgang, Mössingen
Zeyer, Reinhold, Schorndorf
Ziegler, Walter, Göppingen

(Redaktion: B. Theil, T. Bürger)